

Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 37. Jahrg. III

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

1878.

In beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Ein verlorener Posten.

Roman von Rudolf Savant.

(Fortsetzung.)

In seinem Zimmer war es so traulich und warm; die Lampe mit dem grünen Schirm verbreitete ein gedämpftes, mildes Licht, die Theemaschine summt, und schon als er vor der Thür stand, hatte ihn Prouds freundiges, leises Winseln begrüßt. Er klopfte das treue Thier auf den Kopf und sagte in einer Anwandlung ingrimmigen Humors:

„Ich kann dir nicht helfen, Proud, du mußt dich wieder einmal reisefertig machen. Gehst du wieder mit nach England? Frau Meiling und ihre Schintknochen werden dir freilich lange noch das Herz schwer machen und bei deinem Herrn ist auch nicht alles, wie es sein soll, aber das wird verwunden und der Kopf geht dabei nicht herunter.“

Aber er zuckte doch leicht zusammen, als sein Blick auf den Schreibtisch fiel, — da hatte er sich ja schon am Mittag Briefpapier zurechtgelegt, und nun blieb sein erster Liebesbrief, der im Kopfe längst fertig war, doch ungeschrieben. Oder vielmehr — der Gedanke hatte durch den Kontrast etwas schmerzlich Pathetisches für ihn — auf den Bogen, auf dem er ein Bild von seinen inneren Kämpfen und seinem Sehnen und Zweifeln hatte entwerfen wollen, wollte er sich den eigenen Ausweisungsbefehl schreiben.

Jedenfalls kam er damit rascher zustande — derartige Befehle pflegen sich einer lakonischen Kürze zu befleißigen. Die drollige Formel österreichischer Ausweisungsbefehle, wonach man „aus den im Reichsrathe vertretenen Königreichen und Ländern“ aus Gründen der öffentlichen Ordnung „abgeschafft“ wird, kam ihm in den Sinn, und er hatte für einen Moment den Einfall, einen solchen Befehl parodistisch auf seine Lage anzuwenden, aber mit dem Scherzen wollte es doch nicht so recht gehen, und so schrieb er denn kurz und knapp, wenn auch mit zuweilen versagenwillender Hand:

Alter Junge!

Die (zweifelhafte) Herrlichkeit hier haben ist doch nur von kurzer Dauer gewesen. Ich habe eine bittere Lektion bekommen, eine gallbittere, und werde mich in wenig Tagen eigenhändig in die Luft sprengen. Es wird mir Ueberwindung genug kosten, auch nur solange noch auszuhalten, aber es ist eben doch noch so manches glatt zu machen, und da heißt es denn, die Zähne aufeinanderbeißen und still halten. Was passiert ist, kannst Du Dir in der Hauptsache an den Fingern abzählen; das Stück Poet in mir hat mir einen ganz ungeheuerlichen Poffen gespielt, und bei

dem Ausbrennen einer Wunde geht es denn nicht ohne Zudungen ab. Ich werde Dir ja den bösen Roman in ein paar Wochen ausführlich mündlich erzählen, und für's erste genügt es, wenn Du weißt, daß ich bald wiederkomme, ohne weitere Anmeldung. Das Schreiben wird mir verzweifelt sauer, und wüßtest Du, was mir heute passiert ist, so bekämfst du vielleicht einen gelinden Respekt davor, daß ich überhaupt noch wie ein Mensch schreiben kann, von dem sich voraussetzen läßt, daß er seine fünf Sinne trotz alledem noch so leidlich beisammen hat. Nur das Eine laß Dir noch sagen, daß ich nicht, was Dich ja wurmen würde, eine sentimentale Abschiedsszene aufführen werde; ich bin vielmehr ganz in der Stimmung, der zu sein, der das Tisch Tuch zerschneidet, und mir einen glänzenden Abgang zu sichern, nachdem ich vorher noch einmal nach Herzenslust um mich gehauen habe. Daß ich's kann und daß die Milch meiner Denkart sich zwar nicht in gährend Drachengift verwandelt, aber immerhin unter bestimmten Voraussetzungen bedenklich sauer wird, weißt Du ja. Also hab' nur keine Bange; ich bin sträflich sentimental gewesen, ich habe eine Dummheit begangen, die nicht aufhört, eine Dummheit zu sein, weil sie sich hochpoetisch herausgeputzt hatte, ich bin dafür über die Gebühr malträtiert worden, aber ich werde ihnen zeigen, daß sie sich trotzdem immer noch in mir verrechnet hatten und dafür sorgen, daß sie sich bedenklich hinter den Ohren kratzen, so oft sie meiner gedenken.

Grüß mir inzwischen die See, meine alte Liebe, und laß ein Bett aufschlagen für

Deinen

Wolfgang.

Es war ein schmerzliches Zucken der Lippen, mit dem unser junger Freund den fertigen Brief überlas. Dieser Brief befriedigte ihn nur sehr wenig. Einerseits fand er denselben matt und farblos und unermüdend, dem Freunde auch nur einen entfernten Begriff von dem herben, bitteren Groll zu geben, der ihm bis herauf in die Kehle schwoh, von dem widrigen Geschmack, den er auf der Zunge hatte, von dem brennenden Vergeltungsverlangen, das ihn verzehrte; andererseits fühlte er sich viel elender, als diese Zeilen verriethen, und er war geneigt, sich einen Komödianten zu nennen, und sich ein hohles Prahlen mit einer Festigkeit vorzuwerfen, von der sein Herz doch nichts wußte, wenn er sie auch, verzweifelt fast, anstrebte. Der Gedanke an den Entschluß, der während der qualvollen Unterredung in ihm gereift war, behütete ihn vor dem

widerstandslosen Versinken in die empörte Fluth des Gefühls, und er klammerte sich krampfhaft an diesen Gedanken, aber es war doch ein wildes, schneidendes Weh, das er empfand, und das rothe Herzblut der Schmerzen fiederte immer wieder durch den dürftigen Nothverband der Bitterkeit und des farblastigen Spotts über die eigne thörichte Schwäche. Er schlug sich vor die Stirn und fragte sich, ob er darum dreißig Jahre alt geworden sei, um eine blonde, blöde Jugendecke zu begehnen, die andre in ihrem achtzehnten Jahre abmachen, ob Raison darin sei, sich in ein paar dunkle, sprechende Augen zu verlieben und aus Rand und Band zu gerathen, wenn sich hinterher ganz naturgemäß herausstellt, daß diese schönen Augen einem in weiblichen und kleinstädtischen Vorurtheilen verkümmerten Mädchen angehören; er warf sich vor, durch seinen Idealisierungsdrang an allem selber Schuld zu sein und sich ein alltägliches Geschöpf solange systematisch herausgeputzt zu haben, bis er sich berechtigt glaubte, sie anzubeten; er stellte sich vor, daß er es ja in der Hand habe, der engherzigen Kleinstädterin den Nachweis zu liefern, daß man es doch noch anders anfangen müsse, um einen so wilden, scheuen Vogel wie ihn einzufangen; er weidete sich im voraus an dem Bilde, das der Herr Kommerzienrath und seine vorsichtige Klientin in dem Augenblick darbieten würden, in dem er alle ihre klugen Pläne zu schanden machte, — aber warum wollte nur das alles nicht so recht anschlagen, warum zuckte das arme Herz fort und fort? Er zürnte sich selber, er schalt und verhöhnte sich, er rief den Stolz zu Hülfe, der ihn schon über so vieles hinausgehoben und emporgetragen hatte und von dem er hoffte, er werde sich gegen die unwürdige Schwäche empören, aber es blieb doch bei einer Halbheit, und alle Erbitterung und Entrüstung konnte nicht verhindern, daß er die Hände vor die Augen schlug und in hilflosem Weh stammelte: „Also auch sie, auch sie!“

So ward er hin und hergeworfen zwischen dem leidenschaftlichen Grimm über die ihm angethane Schmach, über den rohen, brutalen Stoß, den man gegen sein Herz geführt, und zwischen der herzbrechenden Traurigkeit über die rettungslose Zerstümmung und Verwüstung seiner schönen Welt, über den blutigen Hohn, der sein Lohn war für seine aufrichtige, uneigennütige Liebe, und als der Morgen des Wintertages durch die Scheiben hereinämmerte, saß er noch immer am Tisch, den Kopf in die Hand gestützt und mit müden, erloschenen Augen vor sich hinstarrend. Die Lampe, deren Docht das Oel verzehrt hatte, glomm nur noch in mattem, unsicheren Schein und war nahe am Verlöschen, als er sich endlich noch für ein paar Stunden auf sein Lager warf. Er war so müde, daß er kaum noch eines klaren Gedankens fähig war, und doch wollten die schweren, schmerzenden Lider sich nicht schließen, — und wie sehnte er sich nach Ruhe, nach Schlummer, nach noch so kurzem Vergessen! Am liebsten wäre er garnicht wieder aufgewacht; was sollte er auch in einer Welt, die für all die rosigten Träume einer poetisch angelegten Natur nur trostlose Enttäuschungen hatte? Er hatte keine Anlage zum Pessimismus, aber in dieser schmerzreichen Nacht legte er sich doch mit bleichen Lippen die Frage vor, ob die weicherzigen Träumer, die ohne ihre Illusionen nicht leben können, nicht vor Ekel und Abscheu sterben würden, wüßten sie, wie denn eigentlich die Welt und die Menschen sind, die sie durch gefärbte Gläser sehen müssen, um sie erträglich zu finden. War die Welt nicht für jeden einzelnen eine andere, war sie nicht vielleicht für jeden eben nur die Welt, die in seinem Auge sich spiegelte, und hing nicht alles von der Konstruktion dieses Auges ab? Und er spann den Faden dieses Gedankens, der ihm kam, als er sich wieder erhob, in trübem Sinnes immer weiter, und als er langsam und mit schleppendem Schritt in's Comptoir ging, war alles in ihm wie ausgebrannt, und ein leises Frösteln ließ seine Zähne aufeinander schlagen. Frau Meiling, an der er im Hausflur vorüberkam, fragte erschrocken:

„Aber, um Gotteswillen, Herr Hammer, wie sehen Sie aus? Sie sind ganz gewiß krank; wollen Sie sich nicht wieder zu Bett legen, soll ich nicht den Arzt holen? Was in aller Welt ist Ihnen denn nur zugestoßen?“

„Nichts, nichts, Frau Meiling!“ lautete die müde Antwort. „Und mit dem Zubettgehen und Doktern wird nun vollends nichts. Ich bin ein wenig übermüdet, das ist alles, und Sie brauchen sich keine Gedanken zu machen.“

Dadurch ließ sich die gute Frau freilich nicht täuschen; sie sah ihrem Miethsman besorgt nach, schüttelte das graue Haupt und murmelte: „Er hat gewiß wieder die ganze Nacht geschrieben, und das kann unmöglich gut sein. Was er nur immer zu schreiben

haben mag? Es wäre ihm viel zuträglich, sich bei Zeiten auf's Ohr zu legen und ordentlich zu schlafen; er arbeitet doch den Tag über genug und könnte sich nachher Ruhe gönnen.“

Als Wolfgang abends heimkam, fing sie ihn ab und sah ihm forschend in's Gesicht. Er bemerkte es und sagte scherzend, wie schwer ihm auch das Scherzen fiel:

„Nun, sehe ich wieder manierlich aus? Es war nur eine kleine Staupe, die man beim Arbeiten am schnellsten und leichtesten überwindet.“

Aber die gutherzige Alte ließ sich kein X für ein U machen; Wolfgang's fahle Blässe, der erloschene Blick seiner Augen und die Schatten unter ihnen entgingen ihrem Scharfblick nicht und sie hörte es auch dem Klange seiner Stimme an, daß nicht alles war, wie es sein sollte. Sie hörte ihn noch lange mit schweren, ungleichmäßigen Schritten oben im Zimmer auf und ab gehen, und auch das beunruhigte sie. Was er nur haben mochte? Aber sie wußte längst, daß sie nicht fragen durfte, und es ließ sich ja hoffen, daß die Geschichte auch wieder vorübergehen würde. Vielleicht war er schon am nächsten Morgen wieder ganz der Alte und wünschte ihr mit einem Scherzwort einen guten Morgen — er war ja nie krank gewesen.

Diesmal war er aber doch krank, wenn auch in anderer Weise, als die gute Frau Meiling meinte. Er blieb still, gedrückt und einsilbig, ging schweigend ab und zu und hatte für so manche Frage der alten, braven Frau nur ein mattes, zerstreutes, melancholisches Lächeln. Manchen Tag kam er ihr so sanft vor, wie nie zuvor, am nächsten Tage schien er von einer nervösen, fiebernden Unruhe beherrscht zu werden, und hatte ungeduldige, fast harte Accente in seiner Stimme. Sie wurde fast irre an ihm, und wenn sie nicht so heillosen Respekt vor ihm gehabt hätte, würde sie am Ende die Frage riskirt haben, ob ihm ein Mädchen zu schaffen mache, und wer denn eigentlich die unbegreifliche Thörin sei, die ihm das Herz so schwer mache, statt mit beiden Händen zuzugreifen. Sie hörte da und dort herum, ohne jedoch nur die leiseste Spur aufzufinden, und Wolfgang kam jeden Abend mit ungewöhnlicher Pünktlichkeit heim, so daß sich nicht einmal vermuthen ließ, er mache irgendwo Fensterparade. So blieb das beunruhigende Räthsel ungelöst; die Tage gingen eintönig dahin, und auch in den späteren Abendstunden hielt sich Wolfgang still zu Hause; der Gewohnheit der einsamen Spazirgänge schien er ganz und gar entsagt zu haben.

Solange er in Deutschland gelebt hatte, war ihm das Fehlen alles Familienzusammenhangs nie so fühlbar gewesen, als in den Tagen vor dem Weihnachtsabend; sich einen Abend nach seinem Sinne durch Anschluß an eine Familie zu verschaffen, war nicht seine Art, während es ihm ernstlich widerstrebte, diesen Abend im Kreise von Schicksalsgenossen im Wirthshause zu verleben. So hatte er sich denn immer ein Fichtenbäumchen besorgt, und mit einem halben Lächeln über diese acht deutsche Gefühlsweichheit sein Zimmer mit Kerzenschimmer und Nadelnluft erfüllt und sich eine Weihnachtsfreude dadurch bereitet, daß er die Lektüre eines Buches begann, das er sich lange aufgespart hatte. Er war dieser Gewohnheit in der Fremde erst recht treu geblieben, kam doch hier noch eine Regung von Heimweh hinzu, das ihm am Christabend doppelt schwer auf die Seele gefallen wäre. Nun erlebte er wieder einen Weihnachtsabend in der Heimath, aber diesmal fehlte in seinem Zimmer der weißgedeckte Tisch und das grüne Bäumchen. Er hatte flüchtig den Gedanken gehabt, sich auch dies Jahr nach einer Fichte umzusehen, aber ebenso rasch hatte er ihn wieder verworfen; es war ihm alles zuviel, alles gleichgiltig, und dann wollte er sich auch nicht weich machen. Er mußte hart sein, wenn er seine Rolle bis zum letzten Wort streng und folgerichtig durchführen wollte, und so beschränkte er sich darauf, Frau Meiling ein Geschenk zu machen, das die alte Frau um so tiefer rührte, als sie nicht gewagt hatte, ihrerseits an ein Geschenk zu denken. Außerdem hatte er einigen armen Arbeiterfamilien anonym durch die Post kleine Geldgeschenke gemacht — dazu, den Deuten durch Brennmaterial oder Lebensmittel, die er erst hätte einkaufen müssen, eine Freude zu machen, war er doch zu müde gewesen — und als er nach Einbruch der Dunkelheit einen Gang durch die Stadt machte und dabei auf ein kleines Mädchen traf, das die blaugefrorenen Händchen unter der Schürze, vor einem Spielwaarenladen stand und die ausgestellten Herrlichkeiten anstaunte, ging er mit ihr, die ihm betroffen folgte, hinein, forderte sie auf, sich eine Puppe auszusuchen, und schüttete, als sie dies gethan, den Inhalt seines Portemonnaies in ihr gedrucktes Rattenschürzchen und schickte sie mit einem freundlichen:

„Nun laß aber, kleine, und schenk' das Geld der Mutter!“ heim. Er selber aber ging langsam nach Hause und dachte, zwischen Bitterkeit und Behmuth schwankend: „Wenn dir nun in ein paar Tagen ein plumper, roher Mensch deine liebe, schöne Puppe aus der Hand schlägt, daß ihr Porzellanopf auf dem Pflaster in Stücke und Splitter zerfällt, die sich nimmer wieder fügen lassen, bist du dann nicht vielleicht trauriger als ich und ist, was ich ertragen muß, denn so erheblich härter? Ist es nicht im wesentlichen genau dasselbe Malheur?“

Sylvester-Punschlaune und Neujahrs-Kagenjammer waren nie nach seinem Geschmack gewesen; er hatte auch den Jahreswechsel stets still für sich begangen und die lärmenden, ausgelassenen Gesellschaften, die sich an diesem Abend zusammenfanden, gemieden. Aber er war doch immer an's Fenster getreten und hatte auf den Schlag der mitternächtigen Stunde gelauscht und seinen Freunden im Geiste ein kräftig-herzliches „Prosit!“ zugerufen; diesmal zündete er sich nicht einmal Licht an und startete, Prouds Kopf auf seinem Knie, in die knisternde Gluth und auf das irre, hastige, zuckende Spiel der rothen Lichter, die das Feuer an die Wand warf, und der Schlag der Mitternachtsstunde, das Krachen von Schüssen und das Schreien und Lärmen auf den Straßen schreckte ihn aus tiefem, schweren Sinnen auf. Auf dem Tische lag das Heftchen mit all' den Liedern, denen die thörichte Neigung zu Martha Foyer das Leben gegeben hatte; er hatte die Eindrücke des vergangenen Jahres symbolisch von sich abshütteln wollen, indem er dieses Heft den Flammen übergab, aber nun — und das war die Frucht seines Sinnens — stand er langsam auf und schloß das arme, kleine Heft wieder in den Schreibtisch. Was hatten schließlich die Lieder verbrochen, womit hatten sie es verdient, den Flammentod zu erleiden? War die Neigung, von der sie redeten und flüsterten, wie trostlos sie auch enttäuscht und zum Traum eines Poetenherzens verflüchtigt ward, nicht ächt und tief und schön gewesen? Er brauchte sie ja nie wieder anzusehen, aber mußten sie darum vernichtet werden? Vielleicht erhielten sie in späteren Jahren erhöhten Werth, als die einzigen glaubwürdigen und unangreifbaren Zeugen, die über eine verworrene Periode seines Lebens Auskunft geben konnten und die er dann am Ende gar mit verwundertem, beinahe ungläubigem Kopfschütteln anhörte, ohne sich ihren Aussagen verschließen zu können. Sie mußten also aufbewahrt werden. Die Erinnerung ist eine arge und systematische Betrügerin, die uns ihre gefälschten und entstellten Berichte solange wiederholt, bis wir ihr schließlich Glauben schenken, und wenigstens über den großen Herzensirrtum seines Lebens sollte sie ihm nichts vorflunkern können; mit dem kleinen Heft in der Hand konnte er ihr jede Fälschung nachweisen.

Wolfgang wußte längst, daß wir viel weniger Irrthümer und Fehlgriffe zu beklagen hätten, wenn wir uns nur daran gewöhnen könnten, nicht immer unseren ersten Impulsen und den Aufwallungen der Leidenschaft zu gehorchen; nie aber wurde ihm ein schlagenderer Beweis für die Unzuverlässigkeit dieser ersten Regungen geliefert, als in den Wochen, die der unseligen Szene im Comptoir folgten. Wie viele Wandlungen machten sein Empfinden und seine Entschlüsse durch, wie entfernte er sich mit jedem Tage weiter von seinem Ausgangspunkt, wie wenig gleich, was er jetzt für klug und gerecht hielt, dem, was er in den ersten Tagen für selbstverständlich und unvermeidlich gehalten hatte!

In einem Punkte freilich war er sich gleich geblieben, ja, die Entschlüsse, die sich ihm damals mit Blitzesschnelle aufdrängten und ihn mit einer wilden Freude, mit einer düsteren Genugthuung erfüllten, waren noch fester, eiserner und unerbittlicher geworden. Hätte er überhaupt die seelische Marter dieser sich träge hinschleppenden Tage ertragen, wenn er nicht beide Hände auf das regellos pochende Herz hätte gepresst, wenn er ihm nicht hätte sagen können: „Warte nur, du sollst deine Rache haben und auch nicht um das Tüpfelchen über dem i sollst du geprellt werden!“ Er wußte es nicht, aber so oft ihm die Worte des Kommerzienraths vor den Ohren klangen, knirschte er: „Ihr sollt an mich denken!“ Der eitle, innerlich rohe Glückspilz wußte freilich nicht, wie tödtlich, wie unauflöslich er ihn beleidigt hatte, — was sind solchen Menschen Ueberzeugungen, Grundsätze und Gefühle? Aber einmal wenigstens sollte ihm bewiesen werden, daß es doch noch Menschen gibt, deren Heiligstes diese Ueberzeugungen, Grundsätze und Empfindungen sind und die es als eine ihnen angethane blutige Beschimpfung auffassen, wenn man ihnen dieses Heiligste für schnödes Gold abschachern will, die aber auch das Zeug dazu besitzen, für diese Beschimpfung Rache zu

nehmen und nebenbei ihre Stunde abzuwarten verstehen. Jeder Tag, der ihn der Stunde näher brachte, in der er dem Kommerzienrath indirekt, aber darum nicht weniger entschieden, sagen wollte, daß er sich kläglich geirrt und verrechnet habe, weil er diesen ideellen Faktor aus der Rechnung weggelassen hatte, wälzte einen Theil der Last, die ihm den Athem raubte, von seiner Brust und er drückte, die Faust ballend, die Fingernägel in's Fleisch und wiederholte sich wieder und wieder: „Geduld!“

Anders war es mit seinem Empfinden, soweit dasselbe Martha anging. Hatte er anfänglich auch ihr auf's bitterste gegrollt und ihr die heftigsten Vorwürfe gemacht, so war er mit jedem Tage milder geworden. Er hätte freilich nur die Achseln gezuckt und die Lippen verächtlich aufgeworfen, hätte ihm jemand von einer Ausöhnung, von einem Vergessen, Verschmerzen und Verwinden der namenlosen Kränkung gesprochen, die auch sie ihm zugefügt; zwischen ihnen war alles unwiderruflich aus und in seiner Seele klang es: „Gewogen, gewogen und zu leicht befunden!“ Er vertug an der, die er lieben sollte, keine Kleinlichkeit, keine Beschränktheit und Engherzigkeit, keinen Mangel an Hartgefühl, und in dem Augenblick, wo er diese Gebrechen an ihr entdeckte, verlor sie zwar nicht ihre sonstigen Vorzüge, aber es kam ein greller Miston in die Melodie, der sie für ihn zerstörte und ihr allen Reiz und Werth nahm. Sie war vielleicht noch immer ein ganz liebes Geschöpf, aber sie war nicht mehr eine Geliebte für ihn, an der kein Fehl und Makel sein durfte; sie hätte das, was sie gethan, nimmermehr thun dürfen, wenn er nicht aufhören sollte, sie zu lieben. Wie ein Glas, in das ein Sprung gekommen ist, kein helles Läuten mehr von sich gibt, sondern nur noch einen dumpfen Klang, so machte dieser eine Beweis dafür, daß sie doch nicht in jeder Beziehung war, was er geträumt, alles rettungslos zunichte. Aber war es denn nun gerecht, ihr zu grollen? Durfte er sie mit so strengem Maße messen? Was konnte sie dafür, daß er sie über die Gebühr idealisirt hatte und daß sie nun seinem Traumbilde nicht entsprach? Konnte sie, in engen, ungünstigen Verhältnissen und einer forrumpirenden Umgebung aufgewachsen, anders sein, als sie war?“

Im Einklange damit hatte er anfänglich gemeint, es ihr gegenüber nicht bei der Antwort bewenden lassen zu dürfen, die er dem Kommerzienrath gab und die ja auch ihr galt; er hatte ihr in schonungslosen Worten auseinanderzulegen wollen, daß und warum er ihre Bedingungen verwerfen müsse und ihr — „leichten Herzens“ natürlich und mit „kühlem Achselzucken“, wenn auch „bejahnt über seinen Mangel an Scharfblick“ — entsage. Ziemlich ihm alle die bitteren, unarmherzigen Worte, die er ihr sagen zu müssen glaubte, quälten, desto mehr steifte er sich darauf, ihr diesen Brief zu schreiben; er schalt sich wegen der Schwäche, die ihm immer und immer wieder vorstellte: „Warum sie zur Zerkümmern aller ihrer Illusionen, an denen du doch mit schuld bist, auch noch geistlich und kalten Blutes kränken, warum deiner rechtmäßigen Rache auch noch Sarkasmen und Demüthigungen hinzufügen?“ Dennoch siegte diese Regung; es war genug, wenn er einen Schritt that, der ihr sagte: „Ich bin so weit davon entfernt, dich des Preises werth zu finden, den du forderst, daß ich meine Schiffe hinter mir verbrenne und eine unübersteigliche Mauer zwischen uns aufrichte?“ War es nicht sogar noch stolzer, edler und eindringlicher, wenn er sie gar keines direkten Wortes würdigte? Und dennoch kam er noch später auf den Gedanken, ihr zu schreiben, wieder zurück, nur wollte er ihr so schreiben, wie es ihm wirklich um's Herz war; er wollte ihr nichts schenken und erlassen, er wollte aber auch nicht mit einer Ruhe prahlen, die sie doch vielleicht als eine vorgebundene Maske erkannt hätte, er wollte wahr sein bis zum letzten Augenblick; erhielt er doch nur dadurch ein Recht, über das an ihm Verübte zu Gericht zu sitzen, konnte er doch nur auf diese Weise sein Handeln in den Augen Martha's aus einem bloß trohigen, eigensinnigen und hochfahrenden zu einem stolzen, berechtigten, ja nothwendigen machen. Zudem — strafe er sie nicht viel empfindlicher, wenn er ihr sagte, was sie ihm gewesen war und was sie an ihm verlor, raubte er ihr so nicht jede Möglichkeit, ihr eignes Verfahren sich selber gegenüber zu beschönigen und ihm falsche Motive anzudichten, die sie nur als erwiesen anzusehen brauchte, um sich über das Scheitern ihres Plans zu trösten, und gereichte ihr die volle Kenntniß seiner Beweggründe nicht hoffentlich zugleich zur Warnung und zur Lehre, vorausgesetzt, daß sie noch einmal die Aufmerksamkeit eines so kritischen und sensitiven Träumers auf sich zog, wie er es war?

(Fortsetzung folgt.)



Voltaire und Rousseau und ihre kulturhistorische Mission.

Beitrag zur hundertjährigen Gedenkfeier am 30. Mai und 2. Juli 1878. Von E. Fehleisen.

Die französische Aufklärungsliteratur des 18. Jahrhunderts dokumentiert eine der gewaltigsten Wendungen in der Geschichte des menschlichen Geistes, sie erzeugte eine so tiefe und allgemeine Umwälzung in den Meinungen und Gesinnungen der Menschen, wie eine ähnliche seit der Reformation nicht mehr vorhanden war. Die Gedanken und Forderungen der französischen Philosophen sind aber um vieles kühner und vordringender, rücksichtsloser und unerschrockener. Mit heldenmüthiger und wahrhaft bewundernswerther Energie und Kühnheit, mit der edelsten Selbstverleugnung und Begeisterung, mit dem kraftvoll einschneidenden Unwillen sittlicher Empörung wenden sich diese Schriftsteller gegen alles, was in Kirche und Staat den Forderungen der Vernunft zuwiderläuft. Mitten unter dem elendesten Druck des kirchlichen und weltlichen Despotismus behaupten sie die Freiheit und Würde der Menschennatur. Gegen die Geistesunterjochung der allein-

seligmachenden Kirche bringen sie auf Gedankenfreiheit, auf Liebe und Toleranz; gegen die Bedrückungen der herrschenden Staatsform auf Besserung der Verwaltung, auf Umgestaltung der Verfassung, auf Verminderung der Abgaben und Strafen. Der Mensch ist nicht da bloß zu Gunsten weniger Bevorzugter, welche vom Schweiß der Armen sich mästen, sondern alle haben gleiches Anrecht auf die Güter dieser Erde, jedem soll Befreiung werden durch die allgemeine Zugänglichkeit der Erziehung und Bildung. Durch die hervorragenden Geister jener Zeit geht eine warme und thatkräftige Menschenliebe, eine jugendfrische Begeisterung und Opferfreudigkeit für die Sache der Menschheit. Die überlebten Anschauungen und Ueberlieferungen werden zertrümmert wie hohle Götzen und dagegen die Vernunft wieder in ihre verlorenen Rechte eingesetzt. Ganz Europa nahm den lebhaftesten Antheil an den Kämpfen dieser Männer. Allein die allgemeine Gunst, welche das vorige Jahrhundert diesen Philosophen entgegenbrachte, ist jetzt fast in ebenso allgemeinen Haß verwandelt; nach den Gewaltthatigkeiten und Ueberstürzungen der französischen Revolution hat man sich gewöhnt, über die französische Aufklärungsliteratur unerbittlich den Stab zu brechen. Man liest und kennt diese Schriftsteller nicht mehr, aber man verleumdet sie; man spricht nicht nur von ihrer Frechheit und Oberflächlichkeit, man sieht in ihnen nur das Produkt eines verwilderten Zeitalters; was sie Gutes und Segensreiches gewirkt haben, danach fragt man nicht.

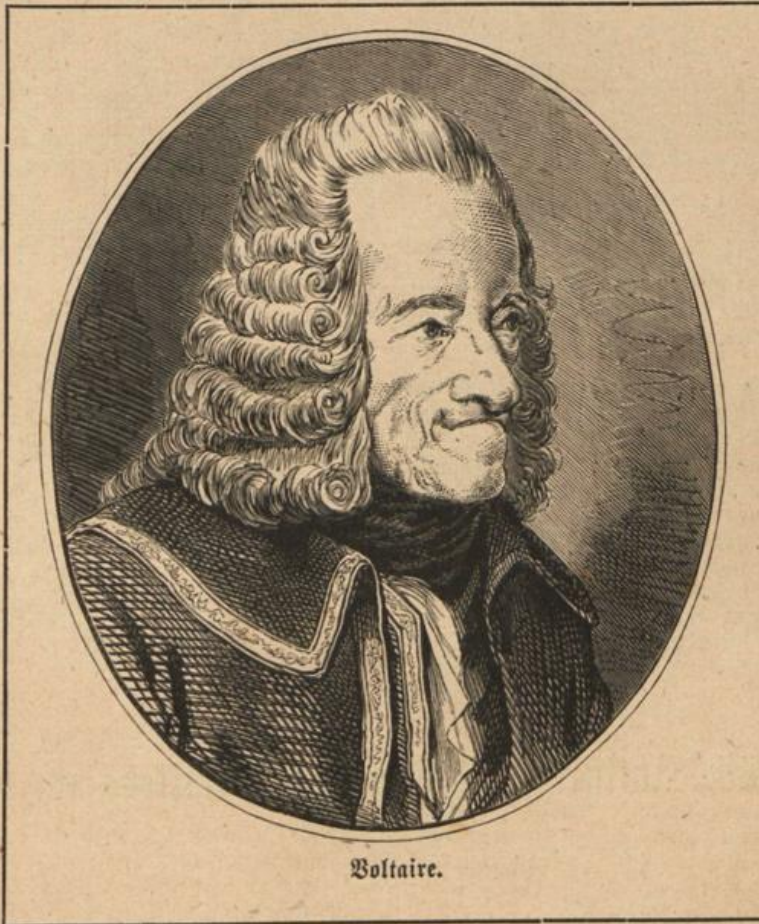
Uns fällt nicht ein, ihre großen Fehler vertheidigen oder gar in Abrede stellen zu wollen; sie haben oft nur spottenden Witz, wo wir sittlichen Ernst und wissenschaftliche Gründlichkeit verlangen; aber selbst ihren Irrthümern wohnt ein unverwundlicher Kern von Wahrheit inne, ihrem Denken und Wirken hochherzige Begeisterung und Thatkraft. Es gibt nicht eine Frage der modernen Naturwissenschaft, welche nicht schon von den französischen Materialisten angeregt und bis zu ihren letzten Konsequenzen verfolgt worden wäre; die heutige Wissenschaft sucht jenen Kon-

sequenzen eine festere Grundlage zu geben, sie selbst bleiben dieselben.

In einer Zeit, da religiöse Verfolgung, Folter, willkürliche Haft, Ungerechtigkeit des Richterspruchs, Erpressung aller Art die täglichen und völlig zu Recht bestehenden Dinge waren, da waren sie es, die mit dem überzeugenden Gefühl tiefster Entrüstung gegen alles, was sie für Mißbrauch hielten, mannhaft Krieg führten, unermüdet für Aufklärung und religiöse Duldung, für Befreiung und Erleichterung der gedrückten Volksklassen stritten und die verlorenen, aber unveräußerlichen Rechte der denkenden Erkenntniß und der angeborenen Menschenwürde wiedereroberten. Dies ist bei allen ihren Schwächen ihre Größe, ihre unvergängliche weltgeschichtliche Bedeutung.

Es ist nicht leere Schmeichelei, sondern richtige geschichtliche Einsicht, wenn die jüngeren französischen Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts Voltaire ihren Patriarchen nennen, denn er war der Vater und das Haupt jener Aufklärungphilosophie, welche so gewaltig gegen die Satzungen und Ueberlieferungen der herrschenden Kirche ankämpfte und die großen Entdeckungen und Anschauungen Newtons und Locke's zur allgemeinen Grundlage des Denkens zu erheben suchte.

Seinen Charakter bezeichnet am besten eine Aeußerung Friedrichs des Großen. Während seines Aufenthaltes in Berlin hatte Voltaire einen etwas schmutzigen Handel mit einem Juden, wobei der Christ und der Jude einander um die Wette betrogen. Darüber aufgebracht, schrieb ihm Friedrich: „Wenn Ihre Werke Statuen verdienen, so verdient Ihr Betragen Kettenstrafe.“ Voltaire's Charakter war eine seltsame Mischung der größten Zu-



Voltaire.

genden mit den größten Lasten. Habgucht, Eitelkeit, Rachgucht finden sich vereint in ihm mit der edelsten Freigebigkeit, der opferwilligsten Großmuth und der strengsten Gerechtigkeitsliebe. So räthselhaft ein solcher Charakter bleibt, wenn man bloß den Menschen für sich betrachtet, so klar wird uns dieser Mann, wenn wir ihn im Zusammenhange mit seiner Zeit betrachten; seine Fehler erscheinen dann als natürliche Wirkungen seiner Zeit und ihrer Verbildung, theils sogar als Mittel zu ihrer Umbildung. Es war nicht ein reines, ruhiges Licht, dessen die Zeit bedurfte, sondern ein loderndes, funkenprühendes Feuer; es handelte sich nicht darum, eine neue Wahrheit aus den Tiefen der Natur und des menschlichen Geistes herauszuholen, sondern die erkannte zu verbreiten, sie für die weitesten Kreise verständlich und anziehend zu machen, und ganz besonders alles, was ihre Ausbreitung hinderte, das Verlebte und Verrottete, Mißbräuche und Vorurtheile aus dem Wege zu räumen. Gerade in letzterer Beziehung war Voltaire, vermöge seines beißenden und ägenden Spottes, Meister. Er hat die Atmosphäre des menschlichen Denkens von einer Menge fauler Dünste befreit, manche Fessel, die das menschliche Leben beengte, hat er gesprengt oder doch angefeilt; sein Standpunkt ist zwar nicht mehr der unsere, aber wir wären nicht so weit fort-

geschritten, wenn seine scharfe Art uns nicht die Bahn gebrochen hätte.

Die Behauptung, Voltaire habe sich in seinen letzten Tagen wieder zum Christenthum bekehrt, ist falsch; dies beweist ein kurzer Blick auf diese Zeit. Auf Antreiben seiner Nichte unternahm er im Februar 1778, 84 Jahre alt, noch einmal eine Reise nach Paris, wo ihn das Volk beinahe vergötterte, während der in Versailles sich anhaltende Hof ob seiner Ankunft in große Verlegenheit gerieth; Ludwig XVI. ließ sogar in den Registern der Verhaftsbefehle seines Vorgängers nachsuchen, ob sich kein Altkennzeichen vorfände, das Voltaire den Aufenthalt in Paris verbiete, es fand sich aber nichts.

Den vielen Aufregungen und Anstrengungen war indeß der alte Mann nicht mehr gewachsen; schon am 2. März ließ er mit dem Arzt einen Abbe rufen, damit man nicht, wie er sagte, seinen Leichnam auf den Schindanger werfe. Zu dem Abbe sagte er: „Sie wissen, weshalb ich Sie rufen ließ; wenn es Ihnen gefällig ist, machen wir das kleine Geschäft auf der Stelle ab.“ Nachdem der Abbe seine Beichte gehört, wollte derselbe ihn auch das Abendmahl reichen, Voltaire aber machte ihn darauf aufmerksam, daß er Blut speie und sagte: „Da müssen wir uns doch in acht nehmen, das des lieben Gottes nicht mit dem meinigen zu vermischen.“ Einem Freunde, der ihn einige Tage später fragte, ob er wirklich gebeichtet habe, erwiderte er: „Je nun, Sie wissen, wie es hierzulande zugeht, man muß ein wenig mit den Wölfen heulen; an den Ufern des Ganges wollte ich mit einem Kuhschwanz in der Hand sterben.“

Einige Jahre vorher hatte er einmal an Friedrich geschrieben: „Ich fürchte den Tod nicht, aber ich habe eine anüberwindliche Abneigung gegen die Art, wie man in unsrer heiligen römisch-katholischen apostolischen Kirche stirbt; es scheint mir äußerst lächerlich, daß man sich ölen läßt, um in die andere Welt zu gehen, wie man die Achsen seines Wagens schmieren läßt, wenn man auf Reisen geht.“

Den Ueberzeugungen, welche er sein ganzes Leben lang verfolgte, blieb Voltaire bis zum letzten Augenblick treu. Nur darf nicht vergessen werden, daß er durchaus kein Atheist war; mit seinem berühmten: *Erasez l'infame!* — vernichtet die Infame! meinte er nicht die Religion überhaupt, sondern nur die christliche Kirche; Gott hat er immer respektirt, aber alle diejenigen, welche in seinem Namen die Menschheit betrogen haben, schonungslos gegeißelt. Von ihm rührt auch der Ausspruch her: „Wenn es keinen Gott gäbe, so müßte man einen erfinden“ — für das Volk nämlich! Von unten, von der Masse, erwartete er kein Heil; Voltaire, dieser Hauptbegründer einer neuen Zeit, stand

eben mit einem Fuße noch auf dem Boden der alten, er war der auch heute noch verbreiteten irrigen Meinung, das Volk bedürfe des Glaubens an einen strafenden und belohnenden Gott, theils als Trost im Unglück, theils als nothwendigen Zügel, um es in Zucht und Ordnung zu halten; das Volk aber wird eines Tages beweisen, daß diese Ansicht ein Irrthum ist und daß es ebenso, wie schon heute aufgeklärte und gebildete Menschen, auch ohne besondern Glaubensapparat und religiöse Zucht- und Dressurmittel ein moralisch geregeltes Leben zu führen im Stande sein wird.

Von diesem ersten Krankheitsfalle erholte Voltaire sich wieder, aber am 28. Mai stand der Abbe schon wieder vor dem Bette des nunmehr wirklich mit dem Tode Ringenden, der auf die Frage, ob er an die Gottheit des Erlösers glaube, sich mit den Worten abwandte: „Laßt mich in Frieden sterben!“

Nachdem die Geisteslichkeit, wie vorauszusehen war, das Begräbniß verboten hatte, wurde die Leiche so eilig und still als möglich nach der Abtei Scellieres bei Troyes gebracht, deren Abt Voltaire's Nefte war, und dieser ließ seinen Onkel am 2. Juni nach einem feierlichen Todtenamte in der Klosterkirche begraben. Raum war dies geschehen, als ein Erlass des Bischofs von Troyes das Begräbniß untersagte; das Verbot kam zu spät, Voltaire hatte der Klerisei auch im Tode noch ein Schnippchen geschlagen.

Elf Jahre später begannen die Pariser, in Praxis zu übersehen, was Voltaire sie theoretisch gelehrt hatte, und im Jahre 1791 dekretirte die Nationalversammlung die Versehung der Reste Voltaire's zugleich mit denen Rousseau's nach der zum Pantheon umgewandelten Genovesakirche; nach neunundzwanzig Jahren wurde das Pantheon wieder Kirche und die beiden unheiligen Leichen wurden aus der Gruft in ein Gewölbe unter der Vorhalle gebracht; wieder nach zehn Jahren gab die Zuli-revolution den umhergeworfenen Gebeinen ihre vorige Ruhestätte wieder. Man sagte später, von diesen sei nichts mehr zu finden gewesen, die Geisteslichkeit habe Kalk darauf schütten lassen, um sie gänzlich zu vertilgen; sie hätte damit unbewußt den Antichrist ihrem Christus gleichgestellt, der ja auch keine irdischen Reste auf der Erde zurückgelassen haben soll. So möglich es wäre, daß die Geisteslichkeit ihren Haß auf solche Weise an den Gebeinen Voltaire's ausgelassen hätte, so lächerlich wäre ein solches Beginnen, denn das, was der Mensch — ob er als Christ oder Antichrist gelebt — auf Erden zurücklassen kann, sind ja nicht die paar armseligen Knochen, sondern es ist sein Geist, der unsterblich in seinen Werken unter den Menschen fortlebt und fortwirkt, solange es Menschen gibt, die diese Werke zu verstehen und zu bewundern fähig sind.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Stück Kulturgeschichte des Mittelalters im Orient.

Von A. Wesel.

(Schluß.)

Wo der Ueberfluß die Schwelgerei ermöglicht, da hat unter den bisherigen Formen der Menschheitsentwicklung stets neben dem Reichthum die bitterste Armuth ihre Hütten aufgeschlagen müssen. Bagdad, das zur Chalifenzeit über eine million Einwohner zählte, barg in sich dieselben Gegensätze, die jede moderne Großstadt heute in sich birgt.

Und wie heute an den Tischen der Reichen und Müssigen sich gerne ein Heer von Schmeichlern und Schmarozkern einfindet, so war es in noch höherem Grade der Fall in jenem Zeitalter und in Ländern, in denen die Gastfreundschaft zu den ersten Tugenden gehörte. Das Schmeichler- und Schmarozkertum bildete, wie die Angehörigen jedes wirklichen Gewerbes im Orient und später im christlichen Mittelalter, eine wohlorganisirte Zunft, die ihr charakterloses Handwerk nach bestimmten Regeln trieb; und da ist es denn höchst ergötzlich, zu hören, wie der Altmeister einer solchen Zunft seinen Genossen Verhaltensregeln gibt und im Tone des Kapuziners in Wallenstein's Lager, über den Verfall der edlen Schmarozkertunft klagt, als er einem in die Zunft Neuaufgenommenen das Bestallungsdiplom einhändig, das im Auszug folgendermaßen lautet:

„Dies ist das Bestallungsdiplom des N. N. für den N. N., ausfertigt bei gesunden Sinnen, — doch krank von innen, —

geschwächt im Kauen — und besorgt um sein Verdauen, — bei des Lebens Ausgang — und der Ewigkeit Anfang, — als Ermahnung und Berathung an die edlen Kunstproffen — und Sufy-Zunftgenossen, — die Tellerleder und nimmerstatten Feinschmeder — der Tosaily-Gilde, deren Mühle immer geht, — deren Bier nie stille steht, — die Männer mit gassendem Mund — und klaffendem Schlund.

„Heil über euch! — Und Gott lobpreise ich zugleich, — den Einzigen, der euch mit Zähnen zum Beißen und Kauen bewehrt, — der euch weite Mäuler und tiefe Schlünde gewährt, — und dem Propheten spende ich mein Lob, — der des Islams Fahne erhob, — die Verwandten zu ehren befahl — und mit den Armen zu theilen das Mahl! —

„Hiemit thue ich denn kund, daß ich sah, wie die Männer vom Eßbunde und die Meister der Freßkunde — immer seltener werden — auf Erden, — einen Stern nach dem andern sah ich schwinden; — in Stadt und Land ist kaum einer zu finden, — der diese hohe Kunst noch inne hat, — der all' ihre Schliche und Griffe im Sinne hat, — wie man in den Speiseaal sich schleicht — und die gedeckte Tafel erreicht. — Das höchste, was jetzt einer leistet, ist, daß er sich an die Reichen macht; — dann sitzt er an deren Tische in Demuth und Andacht, — schirzt elegant seinen

Leibrod empor — und holt mit den Fingern behutsam die Bissen aus der Schüssel hervor*). — Das alles ist gegen die Regeln der guten Schule, der alten — welche große Brocken vorschreibt und tabelt das Maßhalten. — Wenn dann ein solcher Stümper die guten Bissen genossen hat, — so hält er ein, als wäre er satt — und ist er noch weiter, — so thut er es als Gesellschafter und Begleiter. — Ein solcher Stümper leistet im Essen bei solchen Festen — kaum mehr als einer von den Gästen. — Und das, ihr Edlen, hat die Kunst vernichtet — und ihr Ansehen zu Grunde gerichtet, — so daß deren Jünger die Regeln nicht mehr wissen — und alle ihre Feinheiten missen, — unbekannt sind ihnen der alten Meister gewandte Griffe — und ihre Künstlerkniffe. — Hier in diesem Schreiben will ich nun mit der Zunge der Ekstase das alles deuten — und wollen hierfür zuerst dem Teufel Rimmerjatt den Gruß entbieten. —

„So wisset denn ihr Kumpane von Tafel und Tisch: — je verächtlicher der Trost, — desto leichter füllt er den Kropf, — je ungeschlichter, — desto bessere Geschäfte macht er; — besucht das Bad an allen Tagen — und salbt euch den Magen, — auch Strecken und Wälzen sei euch empfohlen, — um von durchwachten Nächten euch zu erholen; — dann aber laßt keine Straße und Ecke, — keinen Giebelstall, — seid überall! — Gebt besonders auf die Herbergen und Schenken acht, — umwandelt sie Tag und Nacht, — vorzüglich nehmt auf Hochzeitskumpane Bedacht — oder die Häuser, wo man eine Erbschaft gemacht, — oder wo man bei Würfelspiel wacht, — haltet euch von den Kreisen der Possenreißer nicht fern, — sowie von den Standplätzen scheingeistlicher Herren, — besucht die Widerkämpfe gern, — ebenso wie die Pründer in den Kapellen — und die Bewohner der heiligen Andachtsstellen; — bei allen Weibern mit Krücke — kann mancher Tag euch glücken — und achtet bei jedes Hauses Thor — was für ein Geruch gehet daraus hervor. — Tadel und Spott beirren euch nicht: — es ist nur der Reiz, der aus euren Feinden spricht; — laßt keines Lakaien Drohung euch verdrießen, — von keinem Pfortner die Pforte verschließen, — eröffnet euch selber das Thor; — sind aber Riegel davor, — so klettert zum Fenster empor. —

„D, wie oft habe ich gestritten — und gelitten! — Gieße gegeben und bekommen, — Tritte vertheilt und genommen! — jetzt sieht man an mir nur die Reste, — denn vergangen ist das Beste — mein Haupt ist durch die Glaze glatt, — und mein Aug' durch das alles matt, — aber das ist mir alles Spaß, — wenn nur erst da ist ein leederer Fraß! — drum ermahne ich euch, ihr Jungen und Alten, — das alles wohl im Gedächtniß zu behalten, — und nun denn seien eure Kiefern und Magen, — Gottes Schutz befohlen in allen kommenden Tagen!“

Im Gegensatz zu Dichtungen solch grob materiellen und sinnlichen Inhalts wie die vorstehende eine ist, entwickelt sich in geistig höherstehenden Kreisen die reflektierende Dichtung, die edel in der Form, alles was sie besang poetisch vergeistigte. Wie ganz anders als die früher mitgetheilten klingt ein Liebeslied des Waddah, das in seiner ganzen Denk- und Darstellungsweise von einem lyrischen Dichter unseres Zeitalters ausgegangen sein könnte, nur das die Sprache des Arabers epischer ist.

Ach! mich verfolgt von der einen Seite der Tadler Schaar!
Von der andern ein Traumbild, wie reizender keines noch war!
Es besuchte mich in Sana's Palästen, denn es durchfliegt,
Was da von Begegnungen und Bergen zwischen uns liegt.
Ueber Felsen geröll und Sandfluth wanderts mir nach,
Wenn auch ein Weg von acht Tagen zwischen mir und der Geliebten lag.
Und als ich schlief, da kam es und begann mir Vorwürfe zu machen,
Ach, wie lieblich sie klangen, und sagte mir auch noch gar manche Sachen.
Ich aber rief: sei gegrüßt du holdes, geliebtes Bild,
Tausendmal grüß ich dich, wenn du mich heimsuchst so mild.
Jede Liebe muß mit der Zeiten Länge allmählich vergehn,
Aber meine Liebe zu Randa vergeht nicht, sie wird ewig bestehn.

Ein durch seine Innigkeit des Gefühls wahrhaft rührendes Gedicht ist das nachfolgende des Abu Firas Hamdani, der 968 unserer Zeitrechnung starb, also in einer Periode, wo das Chalifenreich seine Blüthezeit hinter sich hatte. Abu Firas gehört zu den ersten Dichtern des Orients. Die meisten seiner Gedichte handeln von Kampf und Krieg, weniger von Minne und Begegnungen, wie sie andere Dichter jener Zeit so reichlich bieten. Das nachfolgende Gedicht richtet er aus der

Gefangenschaft in Konstantinopel*), in die er im Kampf gegen das griechische Kaiserreich gerathen war, an seine alte Mutter in Manbig. Diese Lage erklärt auch den ihm sonst fremden melancholischen und tiefreligiösen Zug, welcher in dem Gedicht sich kund thut.

Wär's nicht wegen der Mutter in Manbig, der alten,
Mich würde die Furcht vor dem Tode zurück nicht halten.
Und ich würde, was du heischest: durch Lösegeld mich zu befreien —
Mit stolzem Sinn abweisend entgegen: o nein!

Doch kann ich es nicht und ich thue, was sie immer nur wollte,
Und selbst wenn es mit Schmach bedecken mich sollte.
Und ich seh' es als Pflicht an, die ich ihr schulde,
Zu sorgen, daß auch des Krieges Wildheit sie nicht dulde.

In Manbig da sitzt sie, die Alte, in Angst und Bangen,
Voll Trauer um mich ist die Hermitte von Kummer umfungen.

Ach wenn des Schicksals Tüden, die Schreden der Nacht,
Sich abwenden ließen durch der Menschen Willensmacht,
Dann würde sicherlich niemals von des Unglücks Harme
Die Stätte heimgesucht werden, wo sie wohnt, die Arme!

Doch Gottes allmächtige Fügung, sein hehres Walten,
Beherrschen die Menschheit und lassen sich nicht aufhalten
Und der Duldermuth, der wächst für jeden umsonst mehr,
Als das Mißgeschick ihn heim sucht unerwartet und schwer.
Oh, daß doch diese Wolken nach Manbig flügen
Und fort und fort meine Grüße zu ihr hintrügen.

Frömmigkeit und echte Ergebung in Gottes Befehle
Sind vereint in dem guten Herzen dieser edlen Seele.
O Mütterlein! dir ruf ich zu: verlier nicht den Muth,
Gott hat geheime Gedanken: die vertheilt er gut.

Wie manchen Schreden schon hat er von uns abgelenkt,
Wie manche bittere Prüfung uns geschenkt.

Drum harre aus, o Mutter, in geduldigem Sinn,
Denn dieser Rath ist in Noth der beste Gewinn.

Im zehnten Jahrhundert, das deuteten wir schon an, hatte das Chalifenreich seinen höchsten Glanzpunkt erreicht. Der hohen materiellen Entwicklung entsprach die geistige. Auf allen Hochschulen hatten sich philosophische Schulen gebildet, die in rücksichtsloser Forschung nach dem Urgrund und der Entstehung aller Dinge fragten und zu Schlüssen kamen, die sehr abweichend von dem, was die mohamedanische Priesterschaft, voran die fanatischen Ulemas, lehrten. Es gab gewaltige Geisteskämpfe, die aber ganz im Gegensatz zu den späteren gleichartigen Kämpfen im Christenthum, ohne Blutvergießen und ohne jene wahnsinnigen Verfolgungen des christlichen Mittelalters verliefen. Auf verschiedenen dieser Hochschulen ward der Atheismus offen gelehrt und gepredigt. Aber das war die Grenze, an welcher die Forschung ankam. Die Naturwissenschaften waren, trotz der Förderung, welche sie unter dem Islam erfahren, immer noch, im Vergleich zu heute, in den Kinderschuhen und ihre Weiterentwicklung ward gehemmt, als mit dem Ende des zehnten und dem Anfang des elften Jahrhunderts es jedem Denkenden offenbar wurde, daß das Reich des Islam seinem Verfall entgegenging. So verbreitete sich jene Geisteskrankheit, die stets entsteht, wenn die Strebenden fühlen, daß eine bisher große und mächtige Gesellschaft ihrem Untergang entgegensteht — der Pessimismus.

Bei dem Untergang des römischen Weltreichs nahm der Pessimismus die Form der stoischen Philosophie an, und das damals aus platonischer Philosophie und hebräischem Mystizismus entstandene Christenthum ist seiner wahren Natur nach nichts anderes als eine Religion des Pessimismus. Wenn dieser sein wahrer Charakter sich trotz aller Mühe, die man sich fast zwei Jahrtausende gegeben, nie zu allgemeiner Wirkung in der Menschheit gelangt, so war dies nur möglich, weil Völker auf die Weltbühne traten, die zu urwüchsig, zu gesund und zu kräftig waren, um sich vom Gifthauch jenes Pessimismus entnerven zu lassen.

Diese ungläubige und pessimistische Philosophie des Islam fand in der Person des Dichters Maarry, der wenige Jahre nach dem Tode des Abu Firas geboren, bis in's erste Jahrhundert lebte, ihren poetischen Ausdruck. Er war der letzte große Dichter, der aus arabischem Stamme hervorging, und so zeigt sich denn auch an diesem Umstande, wie die geistige Produktionsfähigkeit einer herrschenden Klasse oder Rasse nachläßt, sobald ihre materielle Grundlage in's Schwanken gekommen ist.

Der philosophische Geist des Zweifels und der Glaubenslosigkeit, gepaart mit der Naturauffassung jener Zeit, tritt hervor in folgenden Gedichten des Maarry:

*) Im Orient wird noch heute ohne Löffel und Gabel die Speise mit den Fingern aus der Schüssel gelangt.

*) Konstantinopel fiel erst 1453 in türkische Hände.

Ich frug die Kundigen von Ma'add und ihre Mannen
Um Saba's Könige und was sie denn fannen und gewannen.
Sie sprachen darauf: eitel Land; denn der Zeiten Nacht
Verhohlet den König nicht, noch den Frommen, der die Nächte durchwacht.
Ich sehe dort oben ein Firmanent in ewiger Schwingung,
Aber verborgen für uns ist dessen inn're Bedingung.
Wohlan! laß die Welt und bleibe, wenn du klug bist, ihr fern,
Denn ihr vergönne ich fürwahr meine Freunde nicht gern.
Wir sind die Geschickte; — Sie sind wie Reiter, die ziehen,
Oder wie Heere, die einmal siegen, das andere mal fliehen.

In einer anderen Dichtung wendet er sich mit kühnen Worten
gegen der Priester Lug und Trug:

Erwacht, ihr vom Wahne Bethörten, aus dem Wahne erwacht!
Denn eure Dogmen sind Fabeln, listig von den Alten erdacht.
Sie wollten nur irdisches Gut gewinnen und sie haben's erworben:
Sie starben und mit ihnen ist das Gesetz der Glenden gestorben.
Sie sagten, daß die Zeit dem Ende nahe, dem Ende der Welt,
Daß von den Tagen nur wenig mehr bis zur letzten Stunde fehlt.
Sie logen! denn wie wüßten sie, daß der Zeitpunkt gekommen?
Verschleßt euer Ohr den Lügen, die ihr von jenen vernommen.

Sein atheistisches Glaubensbekenntniß enthalten folgende
Strophcn:

Auf einen Gottesmann hat das Volk seine Hoffnung gebaut,
Der da leiten soll, wenn die Menge rathlos um die Retter schaut.
Eitler Wahn ist's, denn die Vernunft allein ist der göttliche Leiter,
Der am Morgen und Abend euch führet als erfahrener Pfadvorscheiter.

Und in Bezug auf das Fortleben nach dem Tode:

Wie sollte das wieder zum Leben erstehen, was einmal sein Ende fand,
Nachdem das dürre Schilf entfachte den letzten Vernichtungsbrand?

Allem Anschein nach waren die großen Wallfahrten, die all-
jährlich vom ganzen Orient nach Mekka stattfanden — und heute
noch alljährlich vorkommen — oft von sehr unheiligen Hand-
lungen begleitet, wie das ja auch mit treffendem Grunde von
den christlichen Wallfahrten bis in unsere Tage gesagt wird. Da-
gegen erhebt sich Maarry's warnende Stimme also:

Jungfrau, halt ein! Denn gewiß die Wallfahrt ist nicht
Für Frauen und Mädchen bindende Glaubenspflicht.
Im Felssthal von Mekka da wohnen gar böse Gesellen,
Unwürdige Hüter des Tempels und der heiligen Rollen.
Die Schaibamänner*) sind betraut mit der Tempelwart.
Wenn zur Kaaba die Völker versammelt die Pilgerfahrt,
Da stoßen sie paarweis die Leute in die heilige Kammer,
Während sie selber taumeln vor Ragenjammer.
All ihr Streben geht darauf, sich Geld zu erlisten,
Sie ließen für Geld in die Kaaba selbst Juden und Christen.
Ersehe die Wallfahrt durch das Gute, das du gethan,
Denn, wenn eine Wallfahrt man heischt, sprich hurtig: wohlan!

Seine Ansicht über die Religion, wenn man diesen Ausdruck
hier gebrauchen darf, da es sich um ein reines Sittengesetz handelt,
faßt er in die Worte zusammen:

Religion ist's, gerecht zu sein, gegen alle Welt.
Nicht's eine Religion, die einem das Recht vorenthält?

Mit diesen zwei Zeilen ist die „Religion“ des echten Menschen
den Religionen, die auf Unterdrückung des Menschen beruhen und
aller Unterdrückung Werkzeug sind, gegenübergestellt und treffend
beantwortet durch — eine Frage. Endlich kommt auch der Peissi-

*) Schaiba heißt die Familie, die bis auf den heutigen Tag die
Kaaba hütet.

mus bei Maarry voll und ganz zur Geltung. Er behandelt
ein Thema, das auch unsere modernen Philosophen, von Schopen-
hauer bis zu Mainländer traktiren, die Selbstvernichtung des
menschlichen Geschlechts durch die Enthaltbarkeit — von der
Zeugung.

Der Erzeuger trägt die Schuld dafür,
Daß in's Leben treten die Kinder,
Und wären sie Gewalthaber in den Städten,
Die Schuld trifft sie nicht minder.
Nur erhöhen kann's dir die Entfremdung
Von deinen Leibesprossen
Und erhöhen ihren Groll gegen dich, wenn sie sind
Von den Edlen und Geistesgroßen:
Denn sie sehen den Vater, der sie schuldlos hinausgejagt
In das Wirral des Lebens, welches kein Weiser zu lösen gewagt.

Nach solchen Grundsätzen war es nur logisch und nicht mehr
als billig, daß er, der seinem Erzeuger den Vorwurf macht, ihn
erzeugt zu haben, zu dem Entschlusse kommt, sich dem gleichen Vor-
wurf nicht auszusetzen.

Das hat mein Vater an mir gesündigt,
Ich aber verfühle mich an niemand.

Da sind wir also bei dem Nirwana des Buddha glücklich
wieder angekommen. Das Zurückgezogensein auf sich selbst, die
Selbstvernichtung, das ist dieser Weisheit letzter Schluß. Das
ist dieselbe Lehre, die uns aus hundert Stellen des neuen Testa-
ments entgegenstarret, welche die Enthaltbarkeit, die „Kreuzigung
des Fleisches“ fordern, an der das Christenthum seit mehr als
achtzehnhundert Jahren arbeitet und mit jedem Jahrhundert mehr
erfahren mußte, daß die Menschheit immer weniger geneigt ist,
sich selbst zu kreuzigen. Und diese selbe Lehre täuscht uns die
moderne Philosophie auf, die in Mainländer's „Philosophie der
Erlösung“*) ihren Gipfelpunkt erreicht. Buddha, Christus, die
Philosophen des Islam sahen diese Selbstvernichtung in nicht
weiter Ferne sich vollziehen — sie haben sich getäuscht; Mainländer
sieht sie in einigen hundert Jahren sich vollenden — auch er wird
sich täuschen.

Wohl wird die Menschheit nicht ewig bestehen, wie nichts
ewig ist, ausgenommen der Stoff selbst, aber es ist Vermessenheit,
der Menschheit die Bahnen vorzeichnen zu wollen und ihr zu
sagen: Dort bist du am Ziel! Dort hast du zu endigen und
dich selbst zu vernichten! Wo unser Wissen endlich ist, wann es
am Ende sein wird, wozu uns quälen? Wir haben der Aufgaben
so unendlich viele zu lösen, daß wir es den nachfolgenden Ge-
schlechtern ruhig überlassen können, sich zu entscheiden, ob ihr
Bedürfniß nach Fortschritt, das mit ihrem Können sicher Schritt
halten wird, zu Ende ist oder nicht.

Als die Philosophen und Dichter des Orients in der Zeit des
Verfalls des Chalifenreichs zum Pessimismus ihre letzte Zuflucht
nahmen, brachen im christlichen Abendland die ersten schwachen
Strahlen der Morgenröthe einer neuen Zeit hervor, welche die
Kultur des Orients entzündet hatte. Heute ist es das unchristlich
und materialistisch gewordene Abendland, das den Völkern des
Orients die Leuchte einer höheren Civilisation, als sie der Orient
zu besessen, entgegenbringt und sie, wenn sie nicht schon zu ent-
kräftet sind, zu neuem, schönerem Leben verjüngt, ihnen neue
Bahnen zu höherer Bervollkommenung zeigen wird.

*) Die Philosophie der Erlösung von Phil. Mainländer, Berlin,
Theobold Grieben 1876.

Wie ein Communard den Versaillern entkam.

Es war am Sonnabend Abend der „blutigen Woche“, am
27. Mai gegen 10 Uhr, als wir die Mairie von Belleville ver-
ließen, um frische Luft zu schöpfen. In der Mairie war es wie
in einem Schmelzofen. Das Geschrei der Verwundeten, die sich
unter blutgerötheten Decken am Boden wanden, das Kommen
und Gehen von Stafetten, die Verstärkung verlangten, die Ver-
zweiflung der in ihrem letzten Zufluchtsort in die Enge getriebenen
Besiegten, das Pfeifen der Granaten, der Brand der Docks von
la Vilette, alles das zusammen brachte die Festeiten zum Er-
bleichen und faßte die Abgehärteten an der Kehle. Alphonse
Humbert, der einzige unter den Redakteuren des „Père Duchesne“,

dem ich Treue und Muth nachrühmen kann, das Mitglied des
Communeraths K., sein Sekretär und ich durchirrten die Straßen
von Belleville, wo jeder Schritt uns bewies, daß die Sache der
Commune ihren Todeskampf kämpfte und bereits in den letzten
Zügen lag. Die Föderirten waren zweifelsohne zahlreich, aber
erschöpft und erschlaft; sie hatten nicht einmal mehr den Instinkt
des Widerstandes. Alle Häuser waren überfüllt, viele schloßen
auf, dem Pflaster oder lehnten sich schlummernd an die Wände,
ohne jeden Schutz vor den Granaten, die auf dem Pflaster
krepirten. Aber niemand ließ sich durch solche Kleinigkeiten stören,
und wenn eine stärkere Explosion erfolgte, so rief man: „Es

lebe die Commune!" und drehte sich wieder um, um weiter zu schlafen. Schlafen und sterben waren in dieser Stunde völlig gleichbedeutend für diese durch sechstägigen Kampf erschöpften Männer, von denen am nächsten Tage so vielen tausenden die Erde zum Leichentuch werden sollte. Von Zeit zu Zeit eine unvollendete und überdies werthlose Barrikade, bewacht von einigen düstern Föderirten, die gebieterisch das Lösungswort verlangten und die selbst, nachdem es gegeben war, nicht immer den Weg frei gaben — in der letzten, schwersten Stunde glaubt man nur noch an eins, an sein Gewehr.

Gegen Mitternacht dachten wir daran, uns ein Asyl zu suchen, um einige Stunden zu schlafen. Ueberall verschlossene Thüren — kein Mensch antwortete. In der Rue des Amandiers sahen wir endlich einen Mann auf der Schwelle eines Hauses stehen, der, neugieriger oder unerschrockener als die andern, dem Plagen der Granaten zusah. Wir baten um Einlaß. „Ich habe kein Bett!“ sagte er und trat zurück, um sich in's Haus zu begeben. Aber wir hatten den Fuß zwischen Thür und Schwelle gesetzt und sagten: „Ein Winkel genügt uns!“ Wir waren unser vier, er war allein. Ohne Zweifel imponirte ihm unsere entschiedene Haltung, denn schließlich wies er uns in eine Art Schuppen nach der linken Seite der Hausflur.

Wir streckten uns auf dem Fußboden aus, buchstäblich zu Ende mit unserer Kraft. Seit Sonnabend Abend hatten wir kein anderes Bett gehabt. Ich hatte mit Alphonse Humbert, der seit diesem Tage ununterbrochen bei mir geblieben war, während der Nächte im Stadthaus, auf dem Boulevard Voltaire, in der Mairie des 11. und in der des 12. Arrondissements hin- und hergelaufen. Zwei Stunden nachher, beim ersten matten Tagesgrauen, erwachten wir. Alphonse Humbert und ich hielten es für rathlich, aufzubrechen; A. und sein Kamerad waren geneigt, zu bleiben. Wir kamen dahin überein, uns volle Freiheit des Handelns zu wahren, und Humbert und ich ersuchten den Concierge, uns hinauszulassen — unser Weggang schien ihn innerlich sehr zu erleichtern.

Die Straße war öde und einsam; wir verfolgten sie bis zu Ende. Am Eingang des äußeren Boulevard stand eine von vier oder fünf Föderirten besetzte Barrikade. Man verlangte uns das Lösungswort ab — es war Charles Cherbourg. Auf dem Boulevard angelangt, wendeten wir uns zur Linken; überall Oede und Schweigen. Wir kamen überein, bis zur Mairie des 11. Arrondissements vorzudringen. Vom Mittwoch bis zum Freitag war diese Mairie das Hauptquartier des Widerstandes gewesen, und wir wußten, daß sie noch am Abend vorher von den Unsrigen besetzt gewesen war.

Blötzlich bemerkten wir in der Rue de la Roquette — Versailles. Ohne Zweifel gehörten sie zu denen, die am Abend vorher den Kirchhof Père-Lachaise genommen hatten. Wir marschirten uns in eine Querstraße und eilten der Mairie zu. Sie lag schwermüthig und öde da; dichter schwarzer Rauch drang aus den Seitenfenstern. Auf dem Platz Voltaire standen ein Dutzend Föderirter. Was wollten die Tapfern noch hier? Sie hatten sich darauf gesteuert, ihren Posten zu behaupten. Und doch waren die beiden Geschütze, welche den Platz Voltaire vertheidigten, bereits mit zerstückelten Lafetten zusammengefallen. Derartige Szenen echten Heldenthums haben sich während dieses wunderbaren Kampfes an tausend Punkten von Paris abgepielt, ohne einen Chronisten zu finden.

Wir waren jetzt also abgeschnitten; alles war zu Ende. Wir hatten seit Montag den 22. gekämpft; jezt, Sonntag den 28., war kein Widerstand mehr möglich — es war uns also wohl erlaubt, an unsere Rettung zu denken. Aber wohin uns wenden? Humbert wohnte im Quartier Latin, ich in der Cité Bergère, nahe dem Boulevard Montmartre, in großer Entfernung vom Platz Voltaire, und ohne Zweifel war man bereits in unsern Wohnungen gewesen, um uns zu verhaften. Es war überdies deshalb unmöglich, diese Viertel zu erreichen, weil wir von 60.000 Mann umringt waren. Andererseits kannten wir in der Gegend, in der wir uns befanden, keine Seele. Da wir keinen

Augenblick zu verlieren hatten, verließen wir uns auf unser gutes Glück und klingelten am ersten besten Hotel. Es war am Eingang der Rue Richard le Noir, welche auf den Mairieplatz mündet. Das Hotel war ein sehr bescheidenes, eine Art Hotel garni; im Erdgeschoß befand sich eine (natürlich geschlossene) Weinhandlung mit Weinstube. Auf unser häftiges, kräftiges Klingeln öffnete sich die Thür des Hotels; eine Frau erschien auf der Schwelle und fragte: „Was wünschen Sie?“ Sie mochte vierzig Jahre alt sein und sah freundlich und anständig aus; sie betrachtete uns mit neugieriger Miene. „Zwei Betten, Madame,“ sagten wir. Sie erwiderte ohne Zögern: „Treten Sie ein!“ rief eine Magd und befahl ihr, zwei Zimmer für uns in Stand zu setzen. Als dieselben bereit waren, hieß sie uns hinaufgehen, ohne nach Namen oder Papieren zu fragen. Zum ersten male seit sechs Tagen genossen wir einer kurzen, wirklichen Ruhe.

Aber unsere seit langem so gewaltig angepannten Nerven vertrug keine lange Rast. Um 7 Uhr sprang ich an's Fenster und gewahre, daß, in einer Entfernung von 300 Metern, die dreifarbige Fahne auf dem Thurm der St. Ambrosiuskirche weht, die auf dem Platz Voltaire steht, nicht weit von der Mairie. Es war um uns geschehen, wir hatten die Versailler vor der Thür. Wir gingen sofort hinab.

Die Eigenthümerin des Hotels weinte bitterlich. „Was gibts denn?“ fragten wir. „Ach, meine Herren,“ antwortete sie, „sie erschießen alles. Das ist eine wahre Schlächtereierie drüben auf dem Platz.“ Ich sah Humbert, er sah mich an und unser Entschluß war gefaßt. „Hören Sie an, Madame!“ sagte ich zu ihr, „wir wollen Ihnen gestehen, wer wir sind. Wir sind Föderirte; wir werden sicher erschossen, wenn man uns in seine Gewalt bekommt. Wollen Sie uns verbergen?“

„O gewiß, meine Herren!“ erwiderte sie mit Wärme und Eifer. „Ich habe einen Kasten, der mich nächsten besuchen wollte, der sind Sie, wenn es Ihnen recht ist!“ Sie zeigte auf mich. „Was Sie betrifft (sie zeigte auf Humbert), so hat meine Magd natürlich Heimathspapiere. Sie wird sie Ihnen geben.“ Und sie rief die Magd, die gleichfalls ohne Zögern einwilligte.

„Nun wohl, Madame, da ich fortan zur Familie gehöre, will ich Ihnen einen Rath geben. Deffnen Sie Ihre Weinstube!“

„Nein, ich mag keinen Versailler bei mir sehen.“

„Wenn der Laden verschlossen bleibt, durchsuchen sie das Haus, und wir sind verloren. Deffnen sie hingegen, bekommen sie bei Ihnen etwas zu trinken, so wird man sie damit verschonen.“

Es geschah! — Es kamen Leute der Marine-Infanterie. Ihre Hautfarbe war gelblich, ihre Bewegungen schwerfällig, ihr Blick umschleiert. „Gibt es viele Todte?“ fragten wir.

„Ja,“ erwiderte einer von ihnen mit verthiertem Tone; „wir haben Befehl, keine Gefangenen zu machen; der General will es so.“ (Sie konnten uns ihren General nicht nennen); „wenn sie nicht Feuer angelegt hätten, würde man nicht so mit ihnen verfahren, aber da sie es gethan haben, muß man sie umbringen.“ Hierauf fuhr er fort, indem er sich zu seinem Kameraden wendete: „Diesen Morgen ist dort (und er zeigte auf die Barrikade der Mairie) einer in der Bluse gekommen. Wir haben ihn fortgeführt. „Ihr werdet mich doch wohl nicht erschießen?“ sagte er. „O, gewiß nicht.“ Wir haben ihn vor uns her getrieben und dann — — piff — paff — wie er drollig zappelte!“

Wir hörten die Erzählung dieser vielschigen Gesellen an und bemüht uns, zu verhindern, daß uns der Abscheu der Seele in's Gesicht trat, als drei Mann mit einem Korporal hereinkamen. Sie ließen sich im Comptoir einschenken und wir glaubten zu bemerken, daß sie uns scharf in's Augen faßten. Wir versuchten, uns in den Läden zu versorgen, aber bald ward es ersichtlich, daß wir, namentlich von dem Korporal, beobachtet wurden. Wenn ihm der Einfall kam, uns abzuführen, so waren wir Kinder des Todes; in diesem Augenblick waren die Unteroffiziere unumschränkte Herren über das Leben der Pariser, in höherem Grade vielleicht als die Offiziere. Es galt augenscheinlich, fed und ruhig Front zu machen. Einer der drei Soldaten sprach mit einem unverkennbaren südlichen Accent. „Sie sind aus dem Süden?“ sagte ich und näherte mich ihm. „Ja,“ antwortete er. „Und aus welchem Orte?“

„Aus Nérac!“

„Da habe ich Bekannte,“ und ich nannte einen Mann.

„Teufel,“ sagte der Korporal, der nicht aufgehört hatte, mich zu fixiren, „das ist ja mein Vetter.“

Ich hatte wirklich mit ihm studirt und sprach davon. Die Stirn des Korporals glättete sich — er forderte uns sogar auf,

mit ihm anzustoßen. Die Klugheit gebot uns eigentlich, es zu thun; aber wir hatten nicht den Muth, unser Glas mit demjenigen dieser Unglücklichen in Berührung zu bringen, deren Hände uns noch von dem Blute hingemordeter Förderer zu rauchen schienen.

Von da an blieben wir in dem hintern Theil des Ladens, um der Aufmerksamkeit der Soldaten zu entgehen, die unaufhörlich das Comptoir erfüllten. Gegen 1 Uhr Nachmittags wollten wir sehen, ob es kein Mittel gebe, die Linien zu passiren. Der Platz der Mairie wimmelte von Soldaten; die einen bivadirten neben ihren Gewehren, die andern hatten sich auf den Trottoirs ausgestreckt und kochten im Freien ab. Sie sahen abgemattet aus und wie Menschen, welche infolge gehabter Anstrengungen gereizt und zur Brutalität geneigt sind. Die linke Mauer der Mairie entlang erblickten wir eine Menge Leichen, die nebeneinander am Boden lagen. Nicht eine erbärmliche Neugierde, es war das herbe Verlangen, die Wahrheit zu ermitteln, was uns vorwärts trieb; wir wagten es, uns zu nähern, auf die Gefahr hin, erkannt zu werden. Die Soldaten hatten auf die Brust der Erschossenen Fettel mit den Aufschriften: „Trunkenbold“, „Mörder“, „Dieb“ gelegt und ihnen mehrfach einen Flaschenhals in den Mund gesteckt.

So suchten diese Kinder des Volkes die Kinder des Volks, welche auch für sie und ihre Freiheit gestorben waren, noch im Tode zu entehren. Wie erhaben erschien uns jetzt jener pariser Förderer, der die vor den Trancheen gefallenen versailer Soldaten auslas und wie ein Bruder pflegte, und in wie strahlendem Lichte ließ uns die Beschimpfung, welche unsere verblendeten Brüder ihnen zufügten, den Heroismus der Unsrigen erscheinen!

Wir konnten uns nicht enthalten, von da bis vor La Roquette zu gehen. Dumpfes Geknatter ließ sich von außen vernehmen. Von Zeit zu Zeit erschien vor dem Thore eine Kolonne Gefangener jeder Lebensstellung, jedes Alters und jeder Kleidung; das Thor schloß sich hinter ihnen. Diese Kolonnen hatten neues Futter für die Mägelchen zu liefern. Das Gefängniß La Roquette war einer der Schlachthöfe, die nach dem Kampfe in Paris eingerichtet wurden. Vom Sonntag bis zum Montag Morgen wurden hier mehr als neunzehnhundert Opfer durch die Mitrailleusen niedergemäht, ohne Urtheilsspruch, ohne Verhör, einfach auf die Handbewegung eines Bataillonschefs hin, der am Ein-

gang des Gefängnisses stand und nach Willkür und Laune die Opfer bezeichnete.

Wir betrachteten diese Mauern, hinter denen unsere Kameraden röchelten. Seit acht Tagen hatten wir des Grauenhaften gerade genug vor Augen gehabt — wir hatten gesehen, wie Frauen und Kindern von den versailer Granaten der Leib aufgerissen wurde, wir hatten unsern Nachbar auf der Barrikade getroffen zusammenstürzen sehen, wir hatten gesehen, wie einer, der erhobenen Armes seine Kameraden anfeuernte, plötzlich verstummte und auf dem Pflaster hinschlug, wir hatten an hundert Stellen gewaltige Blutlachen gesehen, doch das war der freudige Tod gewesen, der Tod des Helden. Dieser Tod in Haufen jedoch, ohne Kampf und ohne Rache, dieser Tod durch den dünnen, geräuschvoll schnurrenden Mechanismus der Mitrailleuse, dieser Tod im Beisein von Pfaffen, welche die Gebete für die Sterbenden murmelten, erfüllte uns mit eisigem Entsetzen, und regungslos standen wir vor den schluchbeladenen Mauern, die diese Gräuel dem Auge verbargen. Begreift man nun die pariser Frauen, die den Anblick dieser Fenster von Offizieren nicht zu ertragen vermochten und sie in's Gesicht schlugen und verlangten, mit hingeschlachtet zu werden?

Wir mußten aber darauf bedacht sein, so oder so aus Paris zu entkommen. Der Boulevard Voltaire war abgesperrt, wir versuchten, durch das Faubourg St. Antoine zu entflüchten. In der Straße Basfroi sahen wir ganze Haufen von Todten aufgethürmt, die man aus allen Winkeln herbeigekafft hatte; die Einwohner wurden genöthigt, Chlor auf diese Leichenhügel zu werfen. Ebenso zwang man alle Vorübergehenden, beim Abtragen der Barrikaden mit Hand anzulegen.

Offiziere mit wahren Galeerengesichtern überwachten die Arbeiten. Ein oder zwei male wurden wir scharf von ihnen in's Auge gefaßt, aber wir setzten unsern Weg fort, ohne auch nur den Kopf zu wenden. Wir kamen an verschiedenen Freunden vorüber, die uns ebenso wenig zu kennen schienen als wir sie. Auch sie suchten ohne Zweifel einen Ausweg. Aber der Bastilleplatz war noch strenger bewacht als der Boulevard Voltaire. Um jedem unglücklichen Zufall auszuweichen, hielten wir es für rathsam, unser Hotel wieder aufzusuchen.

Die gute Frau erwartete uns voll Unruhe. Sie sagte uns, wir hätten eine Unvorsichtigkeit begangen, da wir ja beliebig lange in ihrem Hause bleiben könnten. (Fortsetzung folgt.)

Weltausstellungsbrieft.

III.

Paris, im Mai 1878.

Derjenige, der das politische Motiv, von welchem ich im ersten Briefe gesprochen habe, gewissermaßen erfunden und das Projekt einer Weltausstellung zuerst in die Öffentlichkeit gebracht hat, ist Emile de Girardin, ein begabter Mann, der in der politischen Geschichte Frankreichs seit Beginn der Louis Philipp'schen Regierung eine verhängnisvolle und wenig ehrenhafte Rolle gespielt hat. Man hat ihn mit einer Ratte verglichen, die das Schiff jedesmals verläßt, wenn es im Sinken begriffen, auch mit einem Sturmvogel, der das nahende politische Unwetter vorher anzeigt, und beide Vergleiche sind nicht schlecht gewählt. Er hat jeder Regierung gedient und ist darin das Prototyp aller ruhmstüchtigen Bürger, er war nacheinander der Champion des Königs Philipp, der Republik, des Kaisers Napoleon und jetzt wieder der Republik, zu deren beredtesten Verteidigern und Lobpreisern er nunmehr gehört. Seine Dienste, die in der That in Anbetracht seiner großen schriftstellerischen und journalistischen Begabung jeder Regierung hochwillkommen waren, haben ihm Geld, Einfluß und allerdings einen etwas zweifelhaften Ruhm eingetragen. Mit dem größten Geschick als Redakteur verbindet er eine genaue Kenntniß der öffentlichen Meinung, und, indem er der letzteren oft in größter Weise schmeichelt, weiß er sie im Sinne der jeweiligen Regierung zu beherrschen.

Noch im Jahre 1875 und 1876 war der sogenannte Deutschhaß und die Sucht nach Rache bei der großen Mehrzahl im französischen Volk sehr en vogue. Die Herren von der Regierung befürchteten Unheil, waren aber klug genug, einzusehen, daß ein verfrühter Rachekrieg gegen Deutschland, welchen die Volksmeinung zu wünschen schien, nur doppeltes Elend über Frankreich bringen werde. Da kaufte plötzlich, im Februar 1876, der alternde Girardin, welcher sich schon zur Ruhe gesetzt hatte, das täglich erscheinende Blatt „La France“, und ebenso schnell fast überrumpelte er seine zahlreichen Leser mit dem Vorschlage einer internationalen Weltausstellung im Jahre 1878. Das „Petit Journal“ (ein kleines Blatt, welches täglich in 400,000 Exemplaren verkauft wird), der „Figaro“ und einige andere kleinere Blätter begrüßten schon andern Tags die Girardin'sche Idee mit Jubel, gleichsam auf Kommando einer unsichtbaren Macht, welche aber leicht zu errathen

war. Acht Tage später schon erschien ein Dekret Mac Mahons, welches die Idee der Weltausstellung sanktionirte und die Eröffnung derselben auf den 1. Mai 1878 festsetzte. Der Zweck, die kriegerische und überhaupt unruhige Stimmung der Bevölkerung zu besänftigen, wurde fast mit einem Schlage erreicht. Paris insbesondere begeisterte sich für die Idee, jetzt an der Spitze aller friedliebenden Völker zu marschiren. Der Coup war überraschend gut gelungen und vielleicht auch deshalb, weil er nicht unpraktisch zu nennen ist.

So begann die Geschichte der Weltausstellung von 1878. Es ist nicht anders als in der Ordnung, Emile de Girardin zuerst zu nennen unter den Männern, die sich um das Zustandekommen des großen Unternehmens besonders verdient gemacht haben.

Wir wollen die Einzelheiten der nächsten zwei Jahre überschlagen. Bereits Ende April 1876 war die Ausstellungskommission, welche die Vorarbeiten zu leiten und die Vorausschlüsse der Kosten zu machen hatte, ernannt. Man hatte sich an kompetenter Stelle geeinigt, daß diesmal die Weltausstellung ganz auf Kosten des Staats hergestellt werde, entgegengegesetzt dem Verfahren im Jahre 1867, wo die Regierung mit einer privaten Aktiengesellschaft einen Kompagnievertrag abschloß, bei welcher Gelegenheit dann die letztere auch einen Reingewinn von einer million Franken nach Schluß der Ausstellung ihren Aktionären anbieten konnte. Die Geldmänner Frankreichs, Rothschild, Fould u. c. behandelten das Unternehmen damals als Geschäft, und diejenigen, welche 1867 Paris einen Besuch abstatteten, werden sich noch schmerzlich daran erinnern, wie theuer ihren Geldbörsen dieses Geschäftsprinzip zu stehen kam. Jede Kleinigkeit auf der Weltausstellung war an einen Pächter vergeben, und dieser raubte gemeinlich das Publikum in schlimmster Weise aus. Die Aussteller mußten theure Miethe für ihre Räumlichkeiten bezahlen, und das Publikum konnte kaum einen Schluck frischer Luft gratis bekommen. An den Kassen wurde nicht gewechselt und auch kein kleines Geld angenommen, damit dem Pächter des Wechselgeschäfts an den Pforten der Profit nicht verloren gehe. Einer Aktiengesellschaft wurde das Recht übertragen, sämmtliche Stühle und Sitzplätze in der Ausstellung pro Stunde und Minute zu vermieten und zwar zu unerhört hohen Preisen. Desgleichen hatte der Bierbrauer Fanta die alleinige Erlaubniß, Bier auszuschenken, und that dies, indem er die Seidel durch Fingerhüte ersepte und dennoch den Preis nicht verminderte.

Ein solches „Geschäft“ soll die diesmalige Ausstellung nicht werden. Wir wollen hoffen, daß dieses „soll“ nicht trägt. Folgender Fall deutet leider nicht darauf hin, daß die große Opferfreudigkeit des Staates zugleich auch eine unparteiische ist. Als es sich kürzlich herausstellte, daß die Untofen größer seien, als man früher glaubte, wurde die anfangs gefaßte gute Absicht, den Arbeitern an Sonntagen freien Eintritt in die Ausstellung zu gewähren, wieder beiseite geschoben. Aus Sparamkeit, jagt man. Wohl! Aber ist es nicht unrecht, das Sparen just dort anzufangen, wo es sich um das Geld derjenigen handelt, ohne die eine Weltausstellung unmöglich ist und die doch gezwungen sind, jeden Sous in der Hand zehnmal umzudrehen, ehe sie ihn ausgeben? Die reichen Bourgeois und insbesondere die Aussteller, welchen alle möglichen Begünstigungen zutheil werden, werden das selbstverständlich „ganz natürlich“ finden, aber was diese natürlich finden, ist es nicht gewöhnlich unnatürlich? Im Jahre 1867 führte man dieselbe Sprache, nur war sie offener. Der Minister Rouher erklärte im Namen der kaiserlichen Regierung, an freie Entrées für die Arbeiter an Sonntagen sei nicht zu denken, da durch dieselben die Interessen der Aktiengesellschaft arg geschädigt würden. Handelt die jetzige Regierung edler, humaner? Die Antwort mag sich jeder selbst geben.

Diese Sparamkeit, welche dem Arbeiter und ärmeren Volk die Möglichkeit erschwert, geistigen Profit aus der diesjährigen Ausstellung zu ziehen, macht sich um so erbärmlicher, weil der Staat nach allen anderen Richtungen hin mit den Millionen um sich wirft. Die Kosten des Unternehmens wurden vor circa anderthalb Jahren von der Kommission auf 35 Millionen Franken normirt, und diese Summe ward von den beiden Kammern bewilligt. In Wien und Philadelphia hat man nicht mit so großen Ziffern gerechnet. Jetzt werden noch extra neun Millionen, die zum großen Theil schon verausgabt sind, nachbewilligt werden müssen. Der Handelsminister Teisserenc de Bort und der Generalkommissar Senator Krantz haben sowohl Anmeldungen von Ausstellern bekommen, daß sie die Bauten soviel wie möglich verbreitern und vergrößern mußten. Der ursprünglich abgegrenzte Platz für die Weltausstellung reicht nicht mehr aus, es sind auch außerhalb desselben neue Bauten errichtet. Weshalb, so wird vielleicht mancher fragen, hat man denn nicht gleich anfangs auf einen größeren Raum Bedacht genommen? Die Sache ist sehr einfach: es existirt in Paris keine größere, unbebaute, zusammenhängende Fläche als das Marsfeld mit-jammt dem Trocadero.

Das Marsfeld ist eine große Sandebene von circa 1000 Meter Länge und 500 Meter Breite, mitten in der Stadt, im südwestlichen Theile derselben gelegen und an drei Seiten von hohen Häusern umgeben. Im Nordwesten begrenzt die Seine dieses Feld, welches in gewöhnlichen Zeiten als trefflich geeigneter Exercirplatz der Garnisonstruppen benutzt wird. Historische Bedeutung hat dieser Platz schon frühzeitig gehabt. Im Jahre 1790 ward hier das große Verbrüderungs-fest (Fête de la fédération) gefeiert. Es war in jenen denkwürdigen Tagen, als das Volk, berauscht von den ersten Erfolgen seines Kampfes gegen die Tyrannei, den Glauben hegte, die Ära der Freiheit sei nun wirklich angebrochen, und mit der Großmuth des Siegers bot es allen seinen Feinden die Hand der Versöhnung. Der König hatte den Eid auf die neue Verfassung geleistet, der Erzjesuit Talleyrand heuchelte die höchste Freiheitsliebe und celebrierte mit einem Gefolge von 400 Geistlichen in weißen Chorkleidern die Messe vor einem großen Altar. Die Nationalversammlung war vollzählig zugegen, und an 200,000 Menschen jubelten dem König, als er nach der Reihe die hervorragenden Vertreter des revolutionären Volks umarmte, zu. Bald darauf kam die Schreckenszeit. Auch auf dem Marsfeld fanden Hinrichtungen statt, bis im Jahre 1794 hier das große Fest des „höchsten Wesens“ mit ebensolchem Pomp wie das Verbrüderungs-fest gefeiert wurde. Robespierre, der bald darauf gemeuchelt wurde, hielt seine berühmte Rede vom Nutzen der Moral. Der liebe Gott ward wieder auf seinem Weltenthron restituirt. Im Jahre 1798 fand zur Feier des siebenjährigen Bestehens der Republik auf dem Marsfeld die erste französische Industrieausstellung vom 19. bis 21. September statt, während die französischen Soldaten sich an den Grenzen wie Löwen schlugen und das Direktorium durch seine egoistische Mißwirtschaft dem zukünftigen Despoten Napoleon den Weg zum Thron ebnete. Aber so hoch der letztere auch später in der persönlichen Macht gestiegen war, es kam die Zeit, wo er, gedrängt von außen, um die Freundschaft und das — Mitleid seines eignen Volks betteln mußte. Er veranstaltete — wiederum auf dem Marsfeld — am 1. Juni 1815 das sogenannte „Marsfeld“, eine Feier, welche dem ehemaligen Verbrüderungs-feste ähnlich sah wie ein Ei dem andern. Wie Louis XVI. leistete Napoleon einen Eid auf die neue freiheitliche Konstitution und ließ die Priester dazu beten und Psalmen singen, wie Louis XVI. meinte er es nicht ehrlich mit den Rechten des Volks und auch ihn traf wie die Bourbonen der Schlag der raschschreitenden Remesis: vier Wochen darauf war Napoleon kein Kaiser mehr, sondern ein Gefangener der Engländer. Fünfzehn Jahre später, im August 1830, übergab der „Bürgerkönig“ Louis Philippe den Nationalgarden ihre trifoloren Fahnen auf dem Marsfelde und ward von dem enthusiastischen Volke, welches wiederum gläubig alle Versprechungen seines Herrschers hinnahm, angejubelt. Aber wie schnell vergeht der Ruhm und die Volksliebe, wenn man letztere hintergeht! Zweizehntausig Jahre verflossen und auf der Bildfläche des Marsfeldes erscheint der „Mann von Sedan“, damals im Glücke. Am 10. Mai 1872 erhielt

die französische Armee die Standarten mit dem Bilde des napoleonischen Adlers, welcher den gallischen Hahn verdrängte.

Man sieht aus dieser kurzen Skizze, welche eine Bedeutung das Marsfeld für die Franzosen hat. Aber nicht aus diesem Grunde hat man dasselbe zum Weltausstellungsterrain gewählt, sondern, wie gesagt, weil es das größte Feld innerhalb der Stadt ist. In der Stadt sollte die Ausstellung jedenfalls stattfinden, damit der große Fremdenzufluß dem pariser Detroit zugute käme. Dagegen läßt sich schließlich nichts einwenden, denn, wo die Stadt so große Kosten hat, mußten ihr auch die Vortheile der Ausstellung zukommen.

Gegenüber dem Marsfelde, nur durch die Seine von demselben getrennt, befindet sich ein Kalksteinhügel, der „Trocadero“, so genannt nach einer kleinen Insel an der spanischen Küste bei Cadix, die stark befestigt ist. Napoleon I. hatte die Absicht, diesen Hügel zu armiren und übertrug auf ihn den Namen der spanischen Insel. Die Hügel-fläche hat ungefähr ein Drittel der Ausdehnung wie das Marsfeld. Die direkte Verbindung zwischen letzterem und dem Trocadero wird durch die Jenabrücke hergestellt, welche Napoleon zum Andenken an seine Siege in Deutschland erbauen ließ und welche der wädrere Haudegen Blücher durchaus demoliren wollte. Als Talleyrand diese seine Absicht durchkreuzen wollte, erwiderte der hitzige Feldmarschall grob, aber nicht ohne Humor: „Wenn der Herr die Güte haben will, sich auf die Brücke zu stellen, so werde ich sie und ihn mit desto größerem Vergnügen in die Luft sprengen lassen.“ Die Brücke blieb aber auf Befehl des preussischen Königs unversehrt. Neuerdings ist dieselbe durch Eisenwerk bedeutend vergrößert und erhöht worden, damit sie dem hin und herwogenden Strom der Besucher genügend Raum geben kann. (Schluß folgt.)

Wüstenpost. Unsere Illustration (Seite 436) ist eine Nachbildung des gleichnamigen Bildes von Horace Vernet, des 1863 zu Paris verstorbenen berühmten französischen Malers. Auch diese seine Wüstenpost zeichnen die ihn charakterisirenden Vorzüge aus: die klare, drastische, lebensvolle Darstellung und der trotz der Einfachheit des Gegenstandes deutlich hervortretende Reichtum der Erfindung. Das „Schiff der Wüste“, das einhöckerige Kameel, trottet in scharfem Trabe den Wüstenweg dahin. Es hat nicht schwer zu tragen und ist nicht müde, und der bronzefarbene Beduine auf seinem Höcker balancirt geschickt im Reitsattel, während er behaglich seinen Tschibuk raucht. Ueber dem ganzen Bilde liegt die wunderbare Klarheit der Wüstenatmosphäre, welche die spärliche Vegetation und die fahlen Höhenzüge in der Ferne deutlich sichtbar macht.

Die Redensart „Glücklich wie ein König“ kann für Frankreich keine Anwendung finden, wenn man sich erinnert, welchen Todes viele französische Herrscher gestorben sind: Karl IV. wahnsinnig; Karl VI. ließ sich verhungern, aus Furcht, von seinem Sohne vergiftet zu werden; Ludwig XI. starb in seinem freiwilligen Gefängnisse zu Blois les Tours, umgeben von seinen Opfern, gemartert von Reue und Gewissens-bissen; Karl VIII. wurde in seinem zwanzigsten Jahre vergiftet; Franz I. starb infolge seiner Ausschweifungen; Heinrich II. an einem im Turnier erhaltenen Lanzenstoße; Franz II. wurde durch seine Mutter vergiftet; Karl XI. starb unter gräßlichen Qualen an Gift, gefoltert von der Reue über die Pariser Bluthochzeit; Heinrich III. wurde durch einen Dominikaner (Clement) und Heinrich IV. durch einen Jesuiten (Ravaillac) ermordet; Ludwig XIV. wurde unter dem dumpfen, vorwurfsvollen Schweigen und Ludwig XV. unter lauten Verwünschungen des Volks begraben; Ludwig XVI. endete auf dem Blutgerüste; Ludwig XVIII. starb nach einer Verbannung von zwanzig Jahren und einer zweiten von hundert Tagen; Napoleon I., Karl X., Ludwig Philipp und Napoleon III. starben im Exil. Dr. B.-K.

Das Alter der Panzerschiffe. Wohl kaum von irgendetwas anderem können wir beschränkte Unterthanen uns schwieriger einen Begriff machen, als von der Größe militärischer Entdeckungen, wenn auch, nach Versicherung erster Autoritäten, die Anspannung aller Geisteskräfte derer, die sie machten, erfordert wurde. Uns scheint das alles mehr nur auf Fortschritte der Technik und der raschen Konzentration und Verwendung des Kapitals, der Früchte der Volkarbeit, hinauszulaufen. Welch Renommiren mit Panzerschiffen, Panzerthürmen und -Geschützständen! Ganz abgesehen von den allgemein bekannten alten Bleckrittern ist die „geniale Idee“ gepanzerter Schutzmittel keineswegs neu. Um nicht weiter zurückzugehen: schon die Kreuzfahrer panzerten ihre Belagerungsthürme vor Jerusalem mit Leder, die Belagerten ihre Mauern jenen gegenüber mit Bollwerken; den Waffen jener Zeit gegenüber völlig zweckentsprechend. Die Verwendung von eisernen Panzern, um Schiffe zu schützen, läßt sich im zwölften Jahrhundert schon nachweisen. Die seeräubernden Normannen pflegten damals ihre Schiffe von der Wasserlinie an mit einem eisernen Gürtel zu umringen, der vorn in einen Sporn endigte. Später beschränkten sie den oberen Theil ihrer Schiffe durch Schilde. Peter von Arragon ließ gegen 1534 seine Seeschiffe mit Leder bebeden zum Schutz gegen die damals sehr häufig gebrauchten zündenden Substanzen. Als Karl V. seine Expedition gegen Tunis ausführte, enthielt das Geschwader des Andreas Doria ein Schiff, das mit mehreren Lagen Leder bedeckt war. Es war in Kizza

gebaut und soll zum Erfolg der Flotte viel beigetragen haben. Im Jahre 1571 trugen in der Schlacht bei Lepanto mehrere Schiffe Batterien, die durch eiserne Schienen von hinten gesichert waren. Während der zwei folgenden Jahrhunderte ist eine weitere Entwicklung der „Idee“ nicht nachzuweisen. Erst bei der Belagerung von Gibraltar erschienen, gewissermaßen die Typen der heutigen Schiffsungeheuer, 10 Panzerbatterien. Sie hatten geeignete Verdecke und waren bis auf eine Höhe von 5 Fuß mit einem Panzer von hartem Holz, Kork, Leder und eisernen Schienen gedeckt. Sie widerstanden längere Zeit, wurden aber schließlich durch die glühenden Kugeln von damals gradese vernichtet, wie ihre noch viel kostbareren Nachfolgerinnen im dicken Stahlgewand durch die heutigen Hartgussgeschosse. Wenn das Volk nur recht fleißig und sparsam ist, um die Kosten erschwigen zu können, kommt vielleicht in Zukunft die, zwar seit dem genialen Jagd- und Kriegsmann Baron Münchhausen auch nicht mehr neue, aber geniale Idee zur Ausführung. Wälle und Schiffe mit Gummi zu panzern. Glückliches Volk, das dies Ziel zuerst erreicht haben wird!

R. L.

Ärztlicher Briefkasten.

Bremen. C. S. Als ein einfaches Hautreizmittel kann der sog. Baunnscheidismus bei Muskelrheumatismen und dergleichen mitunter von Nutzen sein. Doch erreichen Sie durch Schwitzprozeduren und nachfolgende kühle Abreibungen ganz dasselbe, ohne daß die Haut zuvor durch das mit dem ganz unpassenden Namen „Lebensweder“ benannte Instrument Baunnscheidis durchlöchert wird. Ueber den albernsten Versuch des Erfinders dieser Heilmethode, mit derselben gegen alle nur erdenklichen Krankheitsformen in's Feld zu ziehen, verlieren wir kein Wort.

Berlin. Frau Franziska M. Ueber die „Ursachen der ägyptischen Augeneckentzündung“ wissen wir so wenig wie Sie; nur das eine steht fest, daß dieselbe in hohem Grade ansteckend ist. Einen Rath können wir Ihnen jedoch nicht erteilen, weil wir das Stadium des Leidens nicht kennen: ob Trachombildung eingetreten ist? — inwieweit die Hornhaut mitleidet oder nicht? u. i. w. — **Sch. G.** Unreines Blut gibt es nicht, sondern nur unreine Menschen. Waschen — aber mit Seife und warmem Wasser!

Meruburg. S. B. Gegen Ihre rothe Nase wollen wir Ihnen ein Mittel verrathen, welches dann in vielen Fällen gute Dienste leistet, wenn Sie sich dieselbe nicht etwa durch zu reichlichen Genuß alkoholischer Getränke zugezogen haben. Es ist dies ein Theil Borax in 20 Theilen Wasser gelöst, abends zum Beistreichen der Nase angewandt.

Breslau. Schloffer J. Sie scheinen ein arger Hypochondrist zu sein! Zunächst bilden Sie sich ein, an Reihkopfschwindel zu leiden, während jedenfalls nur ein einfacher Nachenkatarth vorhanden ist, welcher verschwinden wird, wenn Sie Ihre Haut besser pflegen, morgens den ganzen Oberkörper mit kühlem Wasser waschen und nachher frothieren, außerdem aber Gurgelungen mit warmem Salzwasser brauchen; — dann aber sollen wir Ihnen eine „Substanz“ anrathen, welche Ihnen in rohem Rindfleisch unschädlich macht, damit Sie Ihrem „Lieblingsessen, dem rohen Fleische“, nicht zu entsagen brauchen. Eine solche Substanz existirt nicht. Sie müssen also entweder das Fleisch gekocht oder gebraten essen, oder sich an rohes Hammelfleisch halten; das ist sinnenfrei.

Kindenau. R. W. M. Breite Warzen ägt man mit rauchender Salpetersäure, indem man es dabei sorgfältig vermeidet, die angrenzende Haut mit anzuzühen. Wegen Ihres Augenleidens wenden Sie sich an einen Augenarzt in Leipzig (Dr. Schröder, Prof. Coccinus). Ihre auf Geschlechtskrankheiten bezüglichen Anfragen sind ohne Untersuchung nicht zu beantworten.

Magdeburg. Sch. Die Größe des Luftraums, welchen ein Mensch für eine Stunde braucht, ohne sich durch seine eigene Kohlenäure und Ausdünstung die Luft zu verderben, beträgt 6 Kubikmeter für jeden Erwachsenen, $1\frac{1}{2}$ — 3 Kubikmeter für jedes Kind. Ein Schlafzimmer für 4 Personen, in welchem über Nacht kein Fenster geöffnet ist, müßte daher ca. 200 Kubikmeter fassen, also 4 Meter hoch, 8 Meter lang und $6\frac{1}{2}$ Meter breit sein. Wer in einem kleineren Zimmer schlafen muß, ist also zur Zufuhr frischer Luft während der Nacht genöthigt, entweder durch Oeffnung eines Fensters im Schlaf- oder im Nebenzimmer. Trodne Mauersteinwände lassen allerdings Luft eintreten, denn jeder Windstoß auf der Außenseite einer Wand bringt eine Luftbewegung an deren Innenfläche hervor. Die Porosität der Wände hört aber sofort auf, wenn sie feucht werden; daher der Nachtheil neuer, nicht ausgetrockneter Wohnungen und bewohnter Kellerräume. Letztere, in denen tausende armer Leute zu wohnen genöthigt sind, müßten polizeilich geräumt werden. Das ärmlichste Dachlogis, wenn vor dem Ein-

dringen von Regen geschützt, ist stets eine gesündere Wohnung, als das sog. Souterrain.

Kendsburg. R. Das Wort „Hungertyphus“, welches häufig von der Parteipresse mißbraucht wird, wenn in irgendeiner Gegend der Fleertyphus unter der Arbeiterbevölkerung auftritt, dürfen Sie nicht so wörtlich nehmen, denn der Hunger an sich ist keine Typhusursache, sondern nur ein die Verbreitung des Typhus begünstigendes Moment. Auch kommt der Name Hungertyphus weniger dem exanthematischen oder Fleertyphus, sondern mehr dem Rückfallfieber (Typhus recurrens) zu, welches bisher fast ausschließlich das Proletariat in den Zeiten der Theuerung und des Mißwachses betraf. Um die Vortheile der Wohlhabenheit gegenüber der Armuth zu beweisen, braucht man nicht den Hungertyphus heranzuziehen. In Berlin ist, nach Casper, von tausend Armen ein Drittel schon im 5. Lebensjahre gestorben; von tausend Wohlhabenden das Drittel noch nicht im 40. Jahre. Von den Armen überlebt die Hälfte das 30., von den Wohlhabenden die Hälfte das 50. Jahr. Die Stoffzufuhr ist bei der ärmeren und arbeitenden Klasse eine relativ zu geringe, der Stoffverbrauch ein zu großer, sodaß ein im Mannesalter stehender Arbeiter gewöhnlich 5—10 Jahre älter aussieht, als er wirklich ist. Hierzu kommt denn noch bei Wohlhabenden die bessere Pflege in Krankheiten, die nötige Schonung in der Periode der Wiedergenehung u. i. w. — Dinge, die der Ärmere leider oft genug entbehren muß. Daß eine Besserung dieser ungünstigen Verhältnisse möglich ist, — wer wollte dies leugnen?

Dresden. C. M. Die Anfrage wegen Sommersprossen ist in einer früheren Nummer der „R. W.“ schon beantwortet.

Die übrigen bis zum 28. Mai eingegangenen Briefe wurden direct beantwortet. Dr. Resau.

Redaktions-Korrespondenz.

Gotha. B. B. Der Verfasser des von Ihnen zur Beurtheilung eingesandten dramatischen Versuchs hat offenbar garricht unbewunderndes poetisch-dramatisches Talent, aber es fehlt ihm, wie es scheint, noch die Fähigkeit, seine Gestalten zu individualisieren — alle sind wie nach einem Keßlein zugeschnitten, insbesondere reden alle dieselbe Sprache, sie deklarieren sogar sammt und sondert, der prolaischen Anlage des Dialogs zum Trotz, auch die einfachsten Gedanken in Jamben her. Dabei ist ein dramatischer Kardinalfehler zu rügen, das nämlich die interessanteste Person des Stüdes — der eigentliche Held — erst am Ende auf der Szene erscheint und auch da im wesentlichen nur eine passive Rolle spielt. Wenn der Verfasser, dessen vortreffliche Beanlage nochmals betont sei, Zeit und Lust hätte, Lessings Dramaturgie recht eifrig und bis zu völligem Verständnis zu studiren, so scheint uns die Hoffnung, daß er es zu tüchtigen dramatischen Leistungen zu bringen vermöchte, nicht ungerechtfertigt.

Langallen. B. B. Wir würden lägen, wenn wir behaupteten, daß wir von Ihrer zweiten Aufschrift viel mehr verstehen, als von ihrer ersten. Nur soviel begreifen wir, daß Sie Ihre „wörtliche Bildzeichnung“ in der „R. W.“ veröffentlicht haben möchten. Da deren Sinn uns aber vollständig unbegreiflich geblieben ist, so ist natürlich an eine Aufnahme nicht zu denken. Wie wenig deutlich und geschickt Sie sich auszudrücken vermögen, beweisen auch die Verse, welche Sie „zur Verständigung“ überschrieben haben: „Wahrheit finden — Recht erdenken, — Ist genannt Philosophie! — Stets zu Nicht; das Denken schweben, — Zu erreichen Wahrheitziel, — Als des Menschen Lebensgeistes Würde, — Frei von jeder Irthums- — Unrechts — Würde.“

Ghemm. C. G. B. Auf Ihre umfangreiche Aufschrift antworten wir in nächster Nummer.

Magdeburg. R. B. Nicht übel, aber doch nicht reif. Sie scheinen ein hoffnungsloser Anfänger. Nehmen Sie den Schatz Ihrer Gedanken, üben Sie sich in der Handhabung der Form, besonders der prolaischen — dann kann's werden. — An den Einsender der „Magdeburger freien Presse“. Was haben Sie dagegen einzuwenden, daß B. Brandt Krankheiten heilen will?

B. R. G. R. Ihre in einem halben Duzend von Gedichten sehr oft wiederholte Behauptung, daß Sie einsam durch's Leben schreiten, obgleich Sie „an Liebe nicht arm“, hat unser lebhaftes Mitleid erregt. Kündern würden wir an dieser traurigen Thatsache aber durch die Veröffentlichung Ihrer poetischen Schmerzensergüsse gewiß nichts.

San Antonio (Texas). W. B. Senden Sie nur ein, was Sie in petto haben! Indessen wollen Sie bedenken, daß wir bei Schilderungen von Gegenden und Zuständen, die wir nicht nur nicht durch Augenschein kennen, sondern die auch selten treffend geschildert worden sind, eine gewisse Garantie für die Gewissenhaftigkeit des Verfassers haben müssen.

Wien. An den Einsender der „konstitutionellen Vorstadt-Zeitung“. Der Artikel über oder vielmehr wider „die Berechtigung des Impfwanges“ enthält einige beachtenswerthe Momente, ist aber doch wohl zur Weiterverbreitung durch die „R. W.“ nicht bedeutend genug. — **E. B.** Wir haben in Madagaskar leider keine Verbindungen. Auf welche Weise man über dortige Verhältnisse Untersuchungen der Ihnen erwünschten Art einziehen könnte, darüber werden wir Näheres zu erfahren suchen.

Kendsburg. R. R. A. Ihre dramatische Versuch „So wählen unsere Gegner“ zeigt in erster Linie, daß Sie keineswegs genügend die deutsche Sprache beherrschen, um mit Aussicht auf Erfolg an derartige literarische Leistungen gehen zu können. Sie sind in den Fehler sehr vieler Anfänger verfallen, indem Sie Ihre noch sehr der Pflege bedürftige Fähigkeit an der schwierigen Art der literarischen Produktion veruchten. Mit Reinem fängt man an!

Gedewer. T. Die Insel Bampou gehört zur chinesischen Provinz Kanton und liegt vor der Mündung des Perlfusses.

Erfangen. Dr. R. L. Ihr Wunsch ist erfüllt.

Breslau. J. v. W. „Stützen, Erzählungen, Fabeln und Räthsel“ nehmen wir auf, wenn sie gut sind und mit der Tendenz der „R. W.“ harmoniren. Also probiren Sie's. — 141. Wir haben unsern Herrn Weltausstellungs-Korrespondenten um Beantwortung Ihrer Fragen erucht.

Breslau. B. R., Stettin. S., Konstanz. R.-f. Ihre Arbeiten sind für die „R. W.“ nicht verwendbar.

(Schluß der Redaktion: Sonntag, den 3. Juni.)

Inhalt. Ein verlorenener Posten, Roman von R. Lavant (Fortsetzung). — Voltaire und Rousseau und ihre kulturhistorische Mission, von C. Fehleisen (mit dem Porträt Voltaire's). — Ein Stück Kulturgeschichte des Mittelalters im Orient, von A. Bebel (Schluß). — Wie ein Communiard den Verfallern entkam. — Westausstellungsbriege. (III.) Wästenpost (mit Illustration). „Glücklich wie ein König.“ Das Alter der Panzerkrieger. Ärztlicher Briefkasten. Redaktionskorrespondenz.